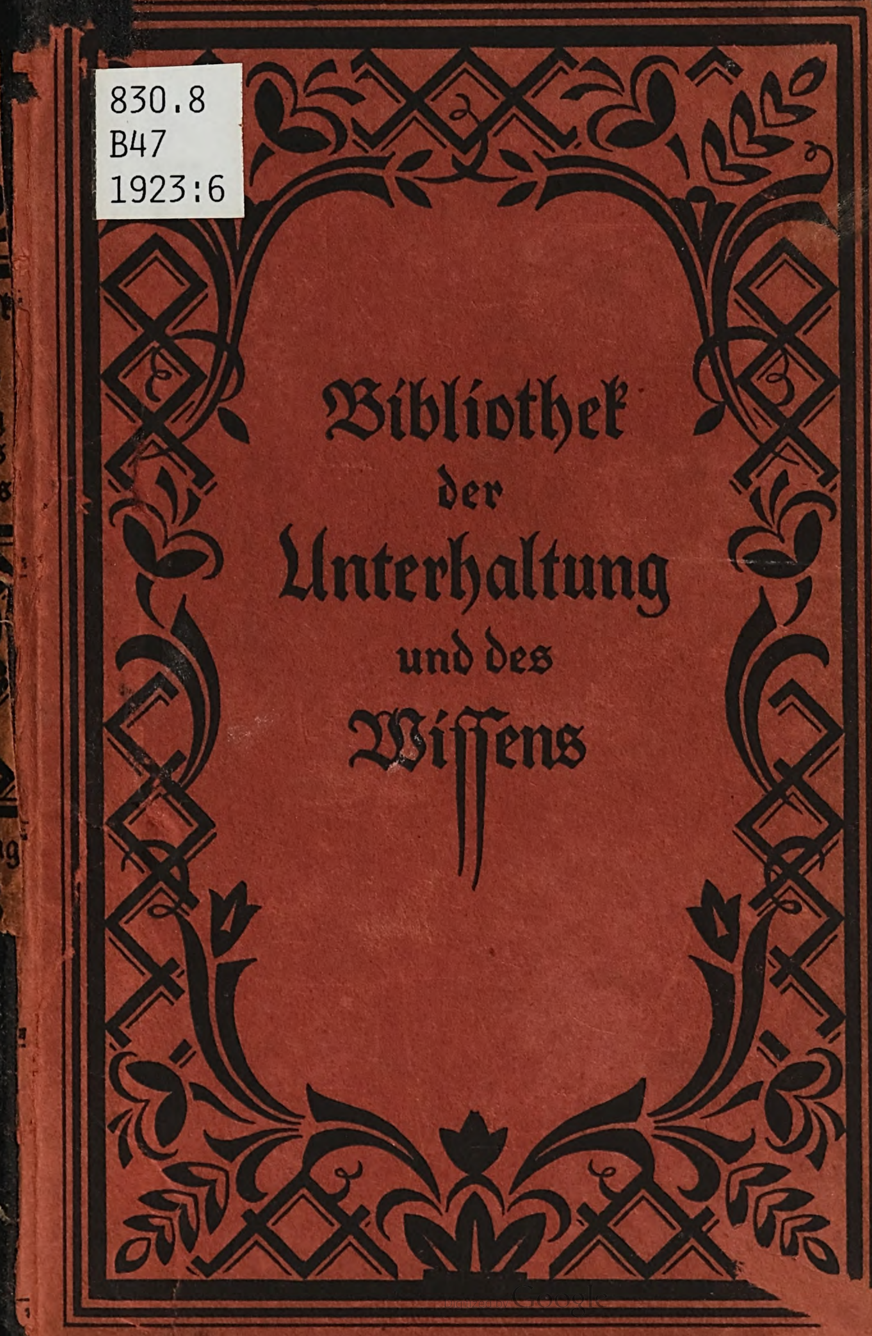

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens



Preisrätsel-Lösungen. Wir bitten, bei Einsendung die Abonnementsquittung nicht zu vergessen.

Was und wo kaufe ich am besten?

Bezugsquellen-Nachweis für jedermann



Zu dem Auffatz „Häusliches Leben in Japan". (S. 124)
Zurschaustellung der Kinder in Japan. Im Alter von einem Monat, drei und fünf Jahren werden die Kleinen in den Tempel gebracht, damit der Priester sie segne.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-
beiträgen von hervorragenden
Schriftstellern und Gelehrten
sowie zahlreichen
Illustrationen



6. Band
Jahrgang 1923

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart / Berlin / Leipzig / Wien

Druck und Copyright der Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

Inhaltsverzeichnis

Rote Rosen / Von Michelangelo Freiherr von Zois 7

Die Goldsucher / Roman von M. Talvez Fortsetzung 36

Von Hamburg nach Mexiko / Von M. Pfannenstiel / Mit 14 Bildern 84

Hellseherkünste / Von Philipp Zeder . . . 110

Häusliches Leben im fernen Osten / Von Emil Artur Rinäcker / Mit 16 Bildern 124

Der Albinismus, eine Entartungserscheinung bei Mensch und Tier / Von Dr. J. Bergner / Mit 12 Bildern 154

Rabeneltern / Eine tierpsychologische Plauderei von Heinz Welten 167

Ferndiagnosen / Von Dr. Adolf Stark . 174

Mannigfaltiges

Ein Inder über seine Landsleute 178
Der Zeit angepaßt 180
Die blutdürstige Kanone 181
Not kennt kein Gebot 182

Ein Triumph der Wissenschaft 185
Ein gutes Pfropfmesser / Mit Bild. 186
Aus der Artistenwelt 187
„So kann's nicht weitergehen!" 189
Unter Stammesgenossen 191
List und Gewalt 191
Auflösungen der Rätsel des 5. Bandes . . 192

Rätsel

Rätsel 109. Rösselsprung 153. Bilderrätsel „Bergschatten" 166. Palindrom 173. Logogriph 177.

Rote Rosen

Von Michelangelo Freiherr von Zois

Die Amtskollegen Jodok Kelters behaupteten, wenn in ihrem Kreise von ihm die Rede ging, die Bruderschaft vom geruhsamen Leben müsse doch bestehen, denn er sei, wenn nicht ihr Stifter, so doch jedenfalls ihr Mitglied.

Wenn auch der Tonfall bei den Worten „Bruderschaft vom geruhsamen Leben" nicht immer der gleiche war und sich bisweilen etwas wie Neid, ein anderes Mal wie Anerkennung der Lebenskunst Kelters anhörte, dann wieder gutmütiger Spott oder Ironie durchklangen, so war die allgemeine Meinung doch, man könne sich Jodok als Beispiel nehmen. Jetzt wenigstens, für die Vergangenheit galt das nicht durchaus; so wußten wenigstens ältere Kameraden zu erzählen.

Jodok Kelter hatte als junger Student etliche stürmische Universitätsjahre durchtollt, von denen noch eine steile Quart zeugte, war dann als Erzieher, Journalist und angehender Politiker tätig gewesen, war Sekretär bei einer führenden Persönlichkeit geworden, hatte so nebenbei seinen Doktor gemacht und einen Titel erlangt, auf den er aber gar kein Gewicht legte. Etwas über dreißig Jahre alt war er in die Bank eingetreten, bei der er es seiner vielseitigen Verwendbarkeit und seiner sonstigen Eigenschaften wegen bald zu einer angenehmen Stellung brachte, die es ihm erlaubt hätte, in der Großstadt das angenehme und flotte Leben eines gut gestellten Junggesellen zu führen.

Seine Bekannten aus den Jugendjahren erwarteten

das — denn er liebte das Vergnügen. Daß er Liebes-abenteuern nicht ausgewichen war, wußte man. Das verstanden die Freunde, denn er war ein hübscher, stattlicher Mann, der ein glänzender Gesellschafter sein konnte, wenn er in Stimmung war. Und er war oft genug im Kreise der Freunde und Genossen der übermütigsten einer gewesen. Hie und da hatte er sich wohl etwas eigen gezeigt, aber doch nicht mehr als irgend ein anderer.

Seine Studiengenossen hatten ihn während des Wanderlebens, das er eine Zeit als Privatsekretär, dann als junger Beamter, der in die verschiedensten Geschäfte Einblick erhalten sollte, führen mußte, etwas aus den Augen verloren. Nun, als er wieder auftauchte, war er nicht nur älter, sondern auch ruhiger geworden. An dieser Wandlung, so ging das Gerücht, da man nichts Genaueres wußte, sollten seine Beziehungen zu einer Dame den hauptsächlichsten Anlaß geboten haben.

Jedenfalls hatten sich Umstände als wirksam erwiesen, die man nicht kannte. Denn statt sich in offenbar langentbehrte Vergnügungen zu stürzen, lebte er auffallend zurückgezogen. Sein gutes Einkommen und eine kleine Erbschaft, die ihm eben um die Zeit seiner Rückkehr in die Hauptstadt zugefallen war, hatte er darauf verwendet, sich draußen, wo die Natur mit hundert Armen in das Gewirr der Häuser greift, die Stadt sich langsam in ländliche Siedelungen auflöst, ein Häuschen mit einem großen Garten zu kaufen und sich dort ein seinen besonderen Wünschen entsprechendes Heim zu schaffen. Da hauste er behaglich mit der alten Brigitte, die er bei irgend einer Gelegenheit kennengelernt hatte, ruhig und friedlich, in kluger Ausnützung seiner geistigen und geldlichen Mittel. Manchmal gelang es wohl, ihn zu verleiten, eine Gesell-

schaft zu besuchen — doch meist merkte man es ihm an, daß er, wenngleich er sich noch immer an hellbeleuchteten Sälen, des Verkehrs mit Frauen, an Tanz und Musik freute, doch lieber in seinem Haus weilte, wo er sich der Pflege seiner Blumen, Büchern und Kunstwerken, die er da und dort erworben, hingab und im Umgang mit einigen Gleichgestimmten genügend Anregung fand, um ein Leben führen zu können, das zwar still ohne große Erregungen, kleinbürgerlich regelmäßig und einförmig dahinfloß, das ihm aber mit seinen kleinen Freuden, Lieblichkeiten und Schönheiten genug bot, um nichts anderes zu wünschen.

Der einstige Lebenstürmer hielt auf guten Tisch und fühlte sich wohl in Ruhe und Ordnung. Jedes Ding mußte seinen Platz, alle Verrichtungen ihre Zeit, jede Stunde ihren Inhalt haben.

Hierzu kam ein unerschöpflicher leiser Humor, der, zwar von Ironie nicht frei, immer auf eine gereifte Anschauung von Welt und Leben zurückging, in der die Stimmung „Alles ist eitel" wenn auch nicht aufdringlich oder gar snobistisch geschmacklos, so doch fühlbar durchklang. Jodok stand über den Dingen und vermied, um innerlich frei zu bleiben, auf Grund seiner Erfahrungen möglichst, zu irgend einem Menschen in eine engere Verbindung oder gar ein dauerndes und hemmendes Abhängigkeitsverhältnis zu treten.

So wurde er langsam ein Mitglied jener stillen Bruderschaft vom geruhsamen Leben, die zwischen Auswirkungen des Egoismus und absoluter Güte steht. Dinge und Menschen, mit denen er umgeben war, die Geschehnisse des Tages galten ihm als die Kulissen einer Bühne, die zwar einen bedeutsamen, aber doch nur losen und äußerlichen Zusammenhang mit dem Schauspieler hatten,

als den er sich nicht ungern in leiser, feiner Selbst-
ironie bezeichnete.

Da ihm klar geworden war, daß sich durch Bekritteln
die Menschen nicht ändern lassen, noch die Welt ihren
Lauf verkehrt, nahm er die „Genossen der Trübsal"
samt den Ereignissen, wie sie eben kamen, trachtete
danach, allen Lagen die beste Seite abzugewinnen, die
großen und kleinen Geschicke so zu nehmen, wie sie sich
darboten. So gelang es ihm, seinen Gleichmut zu wahren.
Die Ereignisse des Weltkrieges gingen zwar auch an ihm
nicht spurlos vorüber. Aber er überwand diese Wirkungen
auf seine Weise. Gleich tausend anderen wäre auch er ein-
gerückt, wenn über seine Person verfügt worden wäre.
Aber als Beamter in leitender Stellung konnte er in der
Bank nicht entbehrt werden.

Das unsägliche Elend, das über die Menschheit ge-
kommen war, ging ihm zu Herzen. Er dachte an die
trauernden Mütter, Gattinnen und Kinder, an die Ver-
wundeten und Kranken, an das namenlose Leid, das
Hunderttausende erlitten. Und die Vorstellung, daß
andere naß, frierend, von Geschossen umzischt im
Schützengraben lagen, Familien ihre Ernährer verloren,
Herzen verbluteten, während er behaglich beim Feuer
saß, eine Zigarre rauchte, ein gutes Buch las, daß andere
die einfachsten Bequemlichkeiten des Lebens entbehrten,
während er in seiner liebevoll gepflegten Häuslichkeit
fern von allem Jammer lebte, quälte ihn, brachte ihn
aus seinem inneren Gleichgewicht, zwang ihn, Spitäler
zu besuchen, Zuwendungen zu machen, Kranke zu be-
schenken, zu geben, was er entbehren konnte, und wo er
hoffte, dadurch Gutes zu stiften, Unglücklichen beizu-
stehen.

Kaum hatte er sich eine neue Ordnung seines Lebens

zurechtgedacht, da zerstörte ein Brief sein eben erkämpftes seelisches Gleichgewicht. Das Schreiben kam aus der Provinz, einem Nest, dessen Namen ihm fast entfallen war.

Eine Verwandte schrieb und bat um Gottes willen, ihre Tochter, deren Mann nach kurzer Ehe gefallen war, bei sich aufzunehmen, damit sie einen Kurs besuchen, sich ausbilden und eine neue Existenz verschaffen könne. Das noch vorhandene Vermögen würde wohl noch knapp zum Leben ausreichen. Alice aber wünsche das Geld der Erziehung der jüngeren Geschwister nicht zu entziehen, sie wolle auf eigenen Füßen stehen und sich selber ihr Brot verdienen.

Außer Jodok hätten sie keinen Bekannten in der Stadt. Ein so langer Aufenthalt in einer Pension aber würde viel kosten. Sie wollten ihm gerne eine Entschädigung zahlen und boten eine Summe, die Jodok ein Lächeln entlockte. Die Hauptsache aber wäre ihnen doch, daß Alice irgend einen Anschluß wenigstens für den Anfang fände.

Sein erster Gedanke war: „Nein!“ Seine erste Empfindung: „Das läßt sich nicht durchführen. Zum Tugendwächter bin ich nun also auch schon emporgealtert. So weit ist's mit mir gekommen.“

Dann schritt er lange über den dicken Teppich in seinem Arbeitszimmer, versuchte, sich Alice vorzustellen. Der Brief roch nach einem billigen Parfüm. Das war keine sonderliche Empfehlung. Er kannte die Provinz, und seine Vorstellung von den Frauen, die dort leben, stimmte ihn nicht bereitwilliger. Meist sprachen sie dort nur von Kindern, Dienstboten und Haushaltsorgen, holten sich ihre geistige Nahrung aus dem schalen Inhalt von Lokalblättern und verstanden sich trotz aller emsigen Be-

mühungen nicht besser zu kleiden als irgend eine Köchin in der Großstadt.

Dann ging er in das Fremdenzimmer, das im vollen Sonnenschein lag, betrachtete liebevoll die Blumen, die am Fenster standen, die schönen Möbel, die Bilder und graphischen Werke an der Wand, das weiße kleine Badezimmer, das dazu gehörte, stellte sich vor, wie wenig in diesen Raum das laute Wesen einer schlecht erzogenen Provinzlerin passen würde.

Da fiel ihm ein, es könnte vielleicht auch ein anderer, noch bedenklicherer Typ sein, den er als „geprügelter Hund" bezeichnete.

Er setzte sich und sann vor sich hin. Auch das war möglich. Diese Nichte war ein armes Geschöpf mit roten verweinten Augen, schwach und hilflos. Konnte nicht einmal allein auf der Straßenbahn fahren. Der Mann war gefallen. Die Familie besaß wenig Geld; die Geschwister wollten leben, also blieb nur übrig: die ältere Schwester mußte sich eine Stellung suchen. Das war im großen und ganzen die Lage. Freilich gar nicht erbaulich. Begreiflich, daß man im Familienrat die letzte Kraft zusammennahm und sich zu dem Brief entschloß, den die Mutter an den Vetter schrieb, dessen Adresse man irgendwoher bekommen. Unterschlupf sollte er bieten; bescheiden und unbeschwerlich will und wird man sein, froh, daß man lebt und für den Augenblick geborgen ist. Bis man eine Stelle oder ein Pöstchen findet, wo man arbeitet und unscheinbar dahinvegetiert, bis eines Tages die große Lebensdämmerung herankommt.

Auch das konnte man zwischen den Zeilen lesen: schicksalergebene Gedrücktheit.

Eine Weile kämpfte er noch still mit sich. Er sagte sich: „Ich kann und darf sie nicht abweisen. So tilge ich wenig-

stens einen Teil meiner Dankesschuld an all jene vielen Unglücklichen, die durch den Krieg gelitten haben und noch am Leben leiden."

Dann ging er wieder in sein Arbeitszimmer und schrieb, wie er dachte, daß Alice ihn nicht stören werde. Sie erhalte das abgetrennte Fremdenzimmer und werde ihn bloß bei den Mahlzeiten sehen. Bezahlung wünsche er nicht, er wolle gern helfen, der Witwe ihr schweres Los zu erleichtern.

Nachdem er den Brief zur Post gegeben hatte, dauerte es noch einige Tage, bis er seinen Gleichmut wiedergefunden hatte. Nachträglich waren ihm noch allerlei Bedenken gekommen. Alice konnte ja möglicherweise auch eine von der vorlauten Sorte sein und ihm, trotz seines Vorsatzes, genau so zu leben wie bisher, in seinen Gewohnheiten empfindlich stören.

Er betrachtete sorgenvoll seine Rosen, ob sie sich davon nicht welche abreißen würde, statt sie vorsichtig abzuschneiden. Er hörte sie Türen zuschmettern, jenen Ton mit Brigitte anschlagen, den gewisse Leute ihren „Dienstboten" gegenüber für geboten halten, sah sie seine Bücher so behandeln wie die Schmöker der Leihbibliothek, hörte sie auf dem Klavier Gassenhauer klimpern und idiotenhafte Verse trällern, indiskrete Fragen stellen, wertvolle Vasen mit dem geschmacklosen Porzellan daheim in der guten Stube vergleichen, das Fehlen von Sofaschonern bedauern und solche in Aussicht stellen, erlesene Stiche „recht nett" finden und für einen elenden Öldruck oder sonst einen Kitsch schwärmen, den sie irgendwo in einer Auslage gesehen.

Eines Tages im Herbst war die Nichte da.

Ein Wagen war vorgefahren, dem eine junge, schlicht

gekleidete Dame mit einer Reisetasche entstieg. Sie reichte ihm die Hand, sagte: „Ich bin Alice, lieber Onkel." Ihr Gepäck, einen mittelgroßen Koffer, hatte sie abladen lassen und war in das Haus getreten.

Dann hatte er sie, um den Höflichkeitspflichten als Hausherr zu genügen, in ihrem Zimmer aufgesucht und mit innerer Zufriedenheit bemerkt, daß ihr der Raum gefiel, daß die Kleinigkeiten, die sie ausgepackt hatte, keinen Mißton hineinbrachten, ja, daß sie zusammenzugehören schienen wie zu einem Bild ein wohlausgewählter Rahmen.

Nun lebte sie im Hause, als ob das schon längst so gewesen wäre.

Jodok merkte kaum, daß sie da war. Vormittags, wenn er in sein Büro ging, saß sie schon seit zwei Stunden in ihrem Kurs. Wenn er am Nachmittag zurückkam, hielt sie sich bei schönem Wetter im Garten auf, bei schlechtem in ihrem Zimmer und lernte, lernte wirklich fleißig, um bald zu ihrem Ziel zu gelangen. Ein Zug, der ihm recht wohl gefiel.

Erst am Abend, wenn sie zusammen die Hauptmahlzeit einnahmen, bekam er sie länger zu sehen. Sie saß ihm gegenüber, und sie sprachen miteinander über Verwandte, an die sich Jodok kaum mehr zu erinnern wußte.

Im Anfang, als die Themas über Familienmitglieder, ihre Schicksale und die der gemeinsamen Bekannten erschöpft waren, plauderten sie nicht viel. Er hielt mit Gesprächen zurück, denn er fürchtete peinliche Überraschungen.

Sie prüfte mit dem feinen Gefühl und Takt einer Frau, die sich fremden Verhältnissen gegenübersieht, Widerstände ahnt, sorgfältig, auf welches Gesprächsgebiet sie sich wagen sollte.

Aber langsam fanden sie immer mehr Berührungspunkte, gemeinsame Interessen, so daß die Worte ungekünstelt und selbstverständlich dahinflossen.

Alice war etwa vier Wochen im Hause, da lud er sie während einer längeren angeregten Unterhaltung nach der Mahlzeit ein, ihn in sein Arbeitszimmer zu begleiten, um dort ein Buch zu holen.

Sein Arbeitszimmer war sein Allerheiligstes, wo er außer seinen Büchern seine sonstigen Schätze zusammengetragen hatte. Neben hohen Schränken, in denen wohlgeordnet die Reihen der Bände standen, hingen Radierungen, auf Borden standen einige wenige erlesene moderne Bronzen neben keramischen Erzeugnissen und Venezianergläsern.

Einen Augenblick stockte er — wie würde sie sich dazu stellen? Aber das unklare Gefühl, stimmungzerstörende Entgleisungen zu erleben, worauf er gefaßt war, verschwand bald.

Das Gespräch ging, nachdem das gewünschte Werk gefunden war, zwanglos weiter.

Er saß in seinem bequemen Sessel vor dem Schreibtisch, während sie langsam durch den Raum schritt, da und dort stehen blieb, ein Bild, eine Bronze, einen schönen Einband betrachtend.

Er beobachtete sie dabei.

Plötzlich, als sie einen Band in ein höher gelegenes Regal stellte, bemerkte er, daß sie eine schöne Gestalt habe, ihre Bewegungen anmutig seien. Flüchtig hatte sie ihn, er wußte nicht wieso, an ein griechisches Vasenbild erinnert. Merkwürdig! Nun lebte sie vier Wochen als Hausgenossin bei ihm, und er hatte sie noch nie genauer angesehen. Das konnte man ja nachholen! Schmale,

feinfesselige, sicher tretende Füße; ein einfaches Kleid, gut gemacht — nicht schwer, dachte er, bei der schönen Gestalt — Hände, die nicht bloß zum Ansehen gepflegt waren, sondern durchgebildet zu greifen und zu halten verstanden. Die Nackenlinie überraschte ihn. Und der Kopf. War das Gesicht schön?

Er wußte nicht gleich, welche Worte die rechten waren, und faßte zusammen: „Anmutig." Eine Bezeichnung, die seiner Meinung nach auf die ganze Erscheinung paßte.

Sie mußte seine forschenden Blicke gefühlt haben und wurde unsicher.

Er merkte es, lud sie zum Sitzen ein, und bald ging das Gespräch fort, bis sie plötzlich, als die Uhr die Stunde schlug, erschreckt aufsprang und davonhuschte, um eine Lektion für morgen zu wiederholen.

Er sah ihr lächelnd nach, wendete sich dann behaglich der heutigen Arbeit zu und ging daran, die Korrespondenz zu erledigen.

Die Tage kamen und gingen.

Der kurz zuvor noch blau leuchtende Herbsthimmel hatte sich in graue Schwaden gehüllt, die immer tiefer herabhingen und in ihrer traurigen Farblosigkeit den Aufenthalt im Hause noch traulicher gestalteten. Es war allmählich ohne viele Worte dahin gekommen, daß Alice ein- oder zweimal in der Woche, meist am Samstag, da am Sonntag der Kurs aussetzte, den Onkel in sein Arbeitszimmer geleitete.

Dort hatte sie sich einen Sessel neben der Feuerstelle erwählt; sie erzählte und bereitete den Tee.

Manchmal plauderten sie gemächlich; dann genoß sie träumend den Zauber der ruhigen, geordneten Häuslich-

keit, die in so vielem von der Umgebung verschieden war, die sie kannte. Daheim waren sie fünf Kinder gewesen. Der Vater kam abends müde, abgerackert und oft verärgert nach Hause, die Mutter plagte sich in Küche, Garten und Keller. Es kam nur selten zu wirklichen Gesprächen, dafür gab es oft genug tobenden Lärm der Geschwister, Schelte, Auseinandersetzungen. Die Anschaffung eines neuen Kleides gab meist monatelang Anlaß zu Besprechungen. Man knauserte, bis das Geld beisammen war, da und dort. Der Vater rauchte statt drei Zigarren täglich nur eine; man aß abends Kartoffeln und schaffte kein Geschirr nach.

Der Onkel, der zwar lange nicht so reich war, als man daheim annahm, verstand es aber, sich das Leben gut einzurichten, sich mit geringstem Aufwand die größten Annehmlichkeiten zu verschaffen, überall das Beste herauszufinden.

Onkel Jodok war eigentlich ein interessanter Mensch. Nicht nur, wie er sich sein Leben gestaltete, war bedeutsam. Wieviel hatte er gesehen, erlebt, gelesen und erfahren. Man merkte es oft lange Zeit nicht. Was er sprach, war genau so wie das, was hundert andere unter denselben Umständen sagen würden. Aber dann fiel mit einemmal in irgend einem gleichgültigen Gespräch ein Wort oder klang ein Ton, die zum Aufhorchen zwangen. Und dann folgten Gedanken, wie sie Alice noch nie äußern gehört, nie gedacht hatte — manchmal voll wehmütig heiterer Weisheiten, dann wieder voll lächelndem Witz — oder schwer von Inhalt, denen sie oft nicht recht folgen zu können vermeinte.

Manchmal verstand sie ihn gar nicht. Zu anderen Zeiten entdeckte sie erst nach Stunden, was er gemeint, und freute sich, begriffen zu haben.

Dadurch hob sich ihr Selbstgefühl und damit ihr Vertrauen zu ihm. Manchmal erfaßte sie eine angstvolle Begierde, immer mehr von seinem Geist, seiner Seele kennenzulernen. Sie dachte sich Fragen aus, die sie ihm stellen wollte. Doch meist fehlte ihr im letzten Augenblick der Mut dazu.

Weihnachten rückte heran. In der Bank gab es so viel Arbeit, daß Jodok gar nicht an das Fest denken konnte. Und so war er peinlich überrascht, als ihm Alice eines Tages mitteilte, daß sie am nächsten Abend in die Heimat fahren werde. Da mußte er doch an die Verwandten denken! Und so kaufte er rasch allerlei, von dem er dachte, daß es in der Familie begrüßt werden würde. Für Alice aber kaufte er nichts; es widerstrebte ihm, ihr ein eilig erworbenes, nur in der Hast gewähltes Geschenk anzubieten.

So sagte er zu ihr, als er ihr die Pakete gab: „Alice, ich muß gestehen, daß sich dein Christkindl verspätet hat. Ich hoffe, wir beide feiern den Abend nach deiner Rückkehr. Adieu, Alice, glückliche Reise, angenehme Feiertage und grüße mir die Verwandten."

„Merkwürdig — unbegreiflich," dachte er in den nächsten Tagen, „was fehlt mir denn?" Das Bäumchen, das er Brigitte und sich zur Freude putzte, gefiel ihm wenig, und die Stimmung, die er so liebte, wollte sich nicht einstellen.

Als er, nachdem Brigitte ihm gedankt und in ihr Zimmer gegangen war, in seinem Arbeitsraum saß, den Sessel bei der Feuerstelle leer sah, da wußte er, Alice fehlte ihm.

„Wunderlich," dachte er, an seiner Zigarre ziehend, „das Weiberl, das mir so hereingeschneit ist, gar nicht so

recht gemerkt hab' ich's. Und jetzt tät's mich doch ehrlich freuen, sie da zu sehen." Er stellte sich vor, wie sie gewöhnlich in dem bequemen Sessel saß.

Sonderbar! So gut er sich der Haltung erinnern konnte, das Gesicht verschwamm ihm. Er wußte nur, daß in den Augen goldige Lichter flimmerten.

„Eine Prachtgestalt," sprach er für sich, „wie die Malerei auf einer griechischen Vase so anmutig." Und dann dachte er darüber nach, was er ihr geben sollte.

In den nächsten Tagen kam er verspätet heim. Die Kollegen im Amt neckten ihn, als sie merkten, daß er seine bekannte Ordnung nicht mehr so genau einhielt. Er lächelte. Dann wanderte er durch die Straßen, die Auslagen betrachtend; er mußte doch etwas Passendes finden. Hatte Alice nie einen Wunsch geäußert? Er glaubte sich zu erinnern. Was war es nur gewesen? Dann fiel ihm ein, es war eine Schreibtischeinrichtung von besonders praktischer Art. Er erinnerte sich nun auch wieder an das Geschäft, das sie genannt hatte, ging hin und fand die Gegenstände schön und praktisch; aber der Preis war so gering, daß ihm die Gabe als Weihnachtsgeschenk zu wenig schien.

So schritt er weiter und sann, womit er ihr wohl sonst noch Freude bereiten könne. Er sah sie auf einmal vor sich, dachte, was sie wohl kleiden, was sie sich selbst aussuchen würde. Er hätte gar zu gern ein Kettchen um ihren Hals gelegt; das ging aber nicht. Da fiel ihm ein, daß sie ganz einfache Hutnadeln besaß. Und er erwarb gefälligere Stücke. Ihre Handschuhe zeigten an einer Stelle Stiche; das war ein Wink, ihr ähnliche zu kaufen. Ihr Notizbuch war fast vollgeschrieben, also war ein neues wohl willkommen. Ihr Handtäschchen sah zwar ganz gut aus, aber das Futter hielt nur noch notdürftig zusammen.

Den Fingerhut hatte ihr eine andere Kursteilnehmerin verbeult — ja, und das Nähzeug bewahrte sie zwar recht ordentlich in einer Schachtel, aber die Schachtel war unpraktisch und gefiel ihm nicht.

Alice würde sich wundern! Vor allem darüber, daß der alte Onkel sich an all das erinnert hatte. Hoffentlich würde es ihr Freude machen, so wie er fröhlich war, wenn er seine Schätze freudig erregt heimbrachte und sie sorglich aufhob.

Alice kam. Sie sah prächtig aus, brachte etwas vom Duft der Fichtenwälder und der frischen Luft des Hochgebirges mit. Sie hatte gerodelt, war Ski gelaufen, hatte kuhwarme Milch getrunken, weite Spaziergänge zum Besuch der verschiedenen Tanten gemacht. „Wunderlich," dachte er, „sie hat nur Tanten und mich als einzigen Onkel."

Und er ließ sich bei der Abendmahlzeit von allen kleinen Erlebnissen, den Briefen des Bruders Fritz, der Meßnerlori und dem Lehrer, vom Pfarrer und vom Bürgermeister, der wunderlichen, aber guten alten Tante Leischer, der Weihnachtsmette und dem Schlachtfest bei Tante Marie erzählen.

Sonderbar. Nun war er nach so vielen Jahren wieder in Verbindung mit all den halbvergessenen Leuten, mit einem Stück Heimat. Er erinnerte sich an die alte Brücke, die in der Mitte ihrer Länge die Richtung änderte, daß jeder Kutscher, der sie nicht kannte, am Umwerfen war, an das Wegkreuz, bei dem die Schneeballengefechte zwischen den Schulbuben von Naßfeld und Oberdorf geschlagen wurden, an den alten Wurzenpeter, der noch lebte und wohl über hundert Jahre alt sein mußte.

Während sie so sprachen, ward ihm die Jugendzeit

lebendig. Sie plauderte eifrig, und er lachte vor sich hin, wenn er an die Überraschung am kommenden Samstag dachte.

Gern hätte er sie jetzt schon beschenkt. Aber nein! Samstag sollte es sein, wo sie sich ausschlafen konnte, wenn sie länger aufblieb.

Er beobachtete sie — sah, daß sie nicht mehr an das dachte, was er ihr beim Abschied gesagt hatte.

Am Samstag fiel ihr auf, daß er vor ihr in das Arbeitszimmer ging. Aber die Überraschung gelang doch vollkommen.

Sie blieb wortlos stehen, als sie das Bäumchen sah, und war fast verstört, als der Onkel vergnügt schmunzelnd ihr das Gabentischchen zeigte. All die Sachen, die sie sich zum Teil schon längst gewünscht, sollten ihr gehören? — Konnte denn der Onkel Gedanken lesen? — Sie war verwirrt, beglückt, froh.

Und als sie gar noch Bücher fand, die sie sich so gern angeschafft hätte, wären sie nicht so teuer gewesen — da wandte sie sich impulsiv um und bot ihm, Tränen in den Augen, den Mund.

Sie merkte es gar nicht, daß er mit einemmal nach einer Stütze tastete.

Diese Nacht schlief Jodok schlecht. Das Herzübel, das er sich als Journalist geholt, meldete sich nach Jahren wieder einmal. Aber das war nicht schlimm. Die Freude, die Alice so unverhüllt gezeigt hatte, war eine unruhige Nacht schon wert, besonders, wenn die gleiche Freude auch das eigene Gemüt durchwärmte.

Dann kam der Winter mit klaren Tagen und knirschendem Frost; Tage, die so schön waren, daß Onkel Jodok sich seiner Schlittschuhe erinnerte und sie zum Staunen Brigittes hervorholte.

Seit Weihnachten hatte sich eine neue Hausordnung gebildet, die, obwohl sie zum Teil den allgemeinen Verhältnissen entsprang, doch nicht unangenehm war. Mehrere Zimmer wurden, um irgend einer der zahllosen Verordnungen nachzukommen, nicht geheizt, und da auch der Stundenplan des Kurses des Kohlenmangels halber geändert worden war, saß Alice nunmehr des Abends öfter bei ihm im Arbeitszimmer, bereitete regelmäßig dort den Tee, der vordem im Speisezimmer angerichtet worden war.

Eines Abends — die Kälte war gebrochen, und auf den naheliegenden Hängen erschienen schon die ersten schneefreien Stellen — war Jodok weniger mitteilsam als in der letzten Zeit. Alice kannte das schon. Dann ging ihm irgend ein Problem im Kopf herum. In solchen Stunden bestand sie nicht darauf, seinen Geist leuchten zu sehen. Sie war daher aufgestanden, schritt langsam von Kasten zu Kasten, dort blätternd, hier eine Figur vom Borde hebend, um sie zu betrachten, oder sich in ein Bild versenkend.

Er schaute mit demselben gedankenlosen Wohlgefallen ihren Bewegungen zu, mit dem er etwa die einer Tänzerin auf einer Bühne verfolgt hätte.

Nun sah er ihr Profil halb von rückwärts, die Nackenlinie, die sich sanft in die Schultern verlor. So war sie damals dagestanden, als sie Weihnachten gefeiert hatten, ehe sie ihn küßte.

Das war unbeschreiblich gewesen, als sie ihm so ganz Natur und Lieblichkeit erschienen war. Auch jetzt, wie sie mit leicht geneigtem Kopf dastand, als lausche sie einer Stimme, die aus dem Bild zu ihr spräche, gemahnte sie ihn in ihrer herben Grazie an eine der Gestalten frühgriechischer Kunst. Noch mehr aber, als sie sich reckte, um das Buch in ein hochgelegenes Regal zu stellen.

Er verfolgte jede ihrer Bewegungen und fand einen wundervollen Rhythmus in ihnen.

Es war doch wirklich sonderbar, spintisierte er weiter. Sie war da — und dies fremde Wesen störte ihn nicht. Ja, seit sie im Hause lebte, erschien es ihm noch wohnlicher, noch traulicher. Ein Hauch von Grazie ging von ihr aus, der ihre Umgebung erfüllte, bestimmte und veränderte.

Sie war ganz eigenartig. Bloß um die Drehung um ihre eigene Achse, das Aufflimmern in den Augen, ihr Lächeln zu sehen, das über ihre Züge flog, und ihre Grübchen in den Wangen, rief er: „Alice!"

Wenn er mit ihr sprach, da dachte er gar nicht daran, daß er eigentlich ein alter Herr sei.

Warum lächelte sie so, wenn er sie rief? Das Lächeln war übrigens allerliebst.

Die ganze Person war es. Ja, sie gehörte eigentlich auf ein Postament gestellt und ein Glassturz drüber.

Ach Gott, das war eine Dummheit. Sie gehörte unter grünende Weiden an einen Bach mit blumigen Ufern, als Nymphe der Wiesen oder des Haines. Aber auch das gab ihr Wesen nicht. Ihr Rhythmus war rascher, hurtiger, war der einer Quelle, die spielend über blanke Kiesel springt.

Das war das richtige! Denn dazu paßte auch ihre Stimme, die manchmal hell und lustig wie ein eilendes Wasser tönte, dann abebbte und an die Tiefen eines Alpensees gemahnte.

Sollte er sie so malen lassen? Aber was ihm vorschwebte, das traf ja doch keiner. Dann verfolgte sein Blick ihre Gestalt.

Sonderbar, so eine Frauengestalt! Was für einen wundervoll geschlossenen Eindruck sie machte.

Er sann. Im Schoße des Weibes ruhen die Geschlechter, die noch kommen werden. Die Trägerin weiß nichts davon. Sie ißt, trinkt, schläft, arbeitet, spielt, und gleichzeitig sind in ihr Kräfte von einer unheimlichen Gewalt und Kraft am Werke, die Geschichte der kommenden Tage vorzubereiten. Die Speisen, der Trank, heute genossen, bilden vielleicht schon den Keim zu einem Geschöpf, das erst in hundert Jahren leben wird. Und damit das geschehe, muß die Mutterschaft mit ihren Leiden sich des Körpers und der Seele bemächtigen.

Das, was bloß schön schien, erhält Zweck. Dann wird der Leib zur Vergangenheit, die von Mutterliebe erfüllte Seele zur Gegenwart, und das Kind ist die Zukunft, die Zukunft, die aber im Schoße, der es geboren hat und der dem geborenen Kinde die Vergangenheit ist, noch immer schlummert, neue Generationen hervorbringen kann, die sich gegenseitig Vergangenheit und Zukunft bedeuten. Und dazu muß das Mädchen zur Frau werden, muß die Liebe kennenlernen.

Und wie war das wieder merkwürdig! Da wurden aus zwei Wesen eines — und dann drei und mehr. Die alten Formen blieben, aber unsichtbar über den Paaren schwebte ein neues Glück.

War Alice in ihrer Ehe glücklich gewesen? Er wußte nichts davon, konnte es aber nicht glauben. Ihr Mann hatte ein Geschäft und Besitz gehabt, war ein leidenschaftlicher Jäger gewesen. Wie konnten er und sie zusammengepaßt haben? Sie, die feine Natur mit dem ausgebildeten Geschmack; er konnte ja auch ein schätzenswerter Mensch gewesen sein, aber wahrscheinlich schien es nicht. Denn er sah nach einer Photographie, die Jodok kannte, nicht danach aus, daß er sich viel Gedanken über das Seelenleben einer Frau machte.

Alice war Witwe. Er wußte es, aber empfunden hatte er es so gut wie nie, denn sie war so herb mädchenhaft, daß man nicht auf den Gedanken verfallen wäre, sie für verheiratet anzusehen.

Während er so in Gedanken mit ihr beschäftigt war, wunderte sie sich gar nicht darüber, daß der Onkel, der sie zuvor gerufen hatte, nun wieder in Träumereien verloren dasaß. Sie fühlte, er war nicht schlecht aufgelegt, auch nicht zerstreut, sondern bloß versonnen. Der gute Onkel Jodok, den man in der Familie so gar nicht kannte, den man sich als alten, wunderlichen, geizigen Griesgram vorstellte! Warum eigentlich alt? Er sah vortrefflich aus, und sie kannte junge Herren, die neben ihm stark abfielen. Beitragen mochte dazu wohl sein stilles Leben, das er jetzt führte. Wie es wohl früher gewesen sein mochte? — Immer nur von den bescheidenen Freuden erfüllt, die sie kannte? Oder hatte auch er Leidenschaften und Leiden gekannt? So wie sie selbst? Es gab einen Punkt in seinem Leben, davon munkelte man daheim, und das hatte sie aus seinen eigenen Reden gemerkt, der war geheimnisvoll. In einem der Zimmer hing das Bild einer schönen Frau. War sie es? — Warum betonte er bisweilen so stark den Wert eines gütigen Herzens? Er hatte gewiß gelitten! Und sein Dasein war ein Sichbescheiden, ein Anklammern an Kleinigkeiten, um etwas zu haben, was dem Gemüt Inhalt bot, ohne das Herz zu binden.

Armer Onkel Jodok!

Da mußte man ihm viel nachsehen, sich wundern, daß er gütig und nicht ein Menschenhasser geworden war.

Das Frühjahr kam, und mit ihm die Zeit großer Geschäftigkeit für den Onkel. Nun hieß es den Garten umstechen, Setzlinge ziehen, Hecken und Bäume beschneiden. Alice half. Mit der Natürlichkeit, die ihr eig=

nete, war sie eines Tages im Garten erschienen, und er hatte sie die Beete begießend gefunden, als ob das schon alle Zeit so gewesen wäre. Zusammen beobachteten sie das Erwachen der Natur, verfolgten, wie die Primeln und Veilchen hervorkamen, die Knospen des Flieders grün zu schimmern begannen, anschwollen, bis die Blättchen hervorschossen, wie die Obstbäume sich mit Blüten bedeckten. Bei der Arbeit war Onkel Jodok immer gut aufgelegt. Sie lachten und scherzten über seine schmutzigen Hände, über die naseweisen Radieschen, über den Vogel, der zwischen dem Gezweig durchhuschte und sich nicht fangen ließ. Er fühlte sich jung und glücklich.

Ostern kam. Unklar hatte er sich davor gefürchtet, nun würde Alice gehen, das Haus veröden.

Als sie ihm sagte: „Wenn du erlaubst, so fahre ich über die Ostertage lieber nicht nach Hause —“ freute er sich und erschrak. Denn er empfand an der Freude über diese Nachricht ganz klar — er war in Alice verliebt!

Das war gar nicht der richtige Ausdruck für seine Empfindung. Verschossen über beide Ohren wie ein Jüngling in seine erste Flamme. Das war eine Bescherung! Also auch in seinem Alter und mit seinen bittern Erfahrungen war man gegen den losen Eros noch nicht geschützt.

Er überlegte eine Weile, was da zu tun sei. Um's Himmels willen nur nicht geschmacklos werden, eine Liebeserklärung machen. Ruhig Blut bewahrt! Sie hatte noch nichts davon bemerkt. Das war gut, denn sonst wäre sie wohl keine fünf Minuten länger unter seinem Dach geblieben. Es hieß also stille bleiben, sich nichts merken lassen, sie nicht verschüchtern, unauffällig das stille Glück ihrer Gegenwart genießen, bis der Kurs zu Ende war,

und sie dann ziehen lassen. Er mußte seinen Wunsch, sie zu beschenken, bekämpfen; kurz, das Leben mußte trotz seines schmerzlich süßen neuen Inhaltes völlig unverändert weitergehen, wie bisher, so daß sie von dem nichts ahnte, was in seiner Brust zu leidenden Seligkeiten erblühte.

So tat er. Nur eines gelang ihm nicht. Er wollte nach reiflicher Überlegung ihren Umgang möglichst meiden. Statt dessen zwang es ihn, noch früher heimzukommen, sie in sein Arbeitszimmer zu bitten, seine Augen an ihren Bewegungen, sein Ohr an ihrer Stimme, seinen Geist an ihrer Seele zu erfreuen. Aber sonst bezwang er sich, seinen Wunsch, sie an sich zu ziehen, Liebesworte und auch nur liebe Worte zu sprechen.

In diesem Kampf mit sich bemerkte er erst, wie tief sie schon von seinem Wesen Besitz ergriffen hatte, und fragte sich, wie das wohl enden würde.

Wie würde es sein, wenn sie heimkehren mußte? Sollte er ihr unauffällig hier einen Posten suchen? Sie wollte zwar in die Heimat zurück — aber eine gute Stelle würde sie sicher annehmen. Dann konnte er ihr den Antrag machen, weiter bei ihm zu wohnen, ihm die Wirtschaft zu führen. Und er würde sie so lange um sich haben, bis sie heiratete. Denn damit mußte er wohl rechnen, wenn sie ihm auch einmal erklärt hatte, bestimmt keine Ehe mehr einzugehen.

Alice wunderte sich wohl, daß der Onkel in den letzten Wochen so oft nachdenklich war. Sie meinte aber, daß er irgendwelche Gedanken erwäge, besonders, da er dann wieder recht heiter sein konnte, und immer sehr gütig zu ihr war. Er war in mancher Hinsicht ein eingefleischter Großstädter; er liebte wohl die Blumen, die Bäume, seinen

Garten, seine Pflanzen, die Natur mit rührender Hingabe; aber er mußte für Stunden Asphaltpflaster, strahlende Auslagen, das Gewirr des Verkehrs einer Weltstadt um sich haben, um dann, wie er sagte, mit verstärktem Gefühle und Verständnis für den Boden, der uns nährt, Radieschen zu begießen, Mistbeete umzustechen, Bäume zu okulieren und schließlich in einem Buch zu lesen. Diese Vielseitigkeit, die aber, bei Licht gesehen, in Einseitigkeiten sich auflöste, zu einem einheitlichen Bilde zusammenwuchs, erschreckte sie ein wenig, sagte ihr schließlich doch zu, fesselte sie. Denn sie fühlte aus den verschiedenen Betätigungen des Mannes, daß das einheitliche Weltbild, das er sich geschaffen, tiefer war als bei jenen, die sie bisher kennenzulernen Gelegenheit gehabt. Er redete nicht gerne ausgesprochen philosophisch. Aber sie hatte seinen Gesprächen mancherlei in Bruchstücken entnehmen können, was sich ihr zusammenfügte. So hatte sie bemerkt, daß er den Erscheinungen der Natur, in der sie aufgewachsen war, die sie als gegeben und selbstverständlich zu betrachten gewohnt war, grübelnd und deutend gegenüberstand, daß er andere Ansichten äußerte, die sie kaum fassen konnte. Doch wenn man sich die Mühe nahm, die Gedanken zu prüfen, so mußte sie gestehen, daß er im Recht war, wenn sie auch zuerst gelächelt haben mochte. Sie hatte das Frühjahr, das Wachstum von Baum, Strauch und Pflanzen als selbstverständlich betrachtet. Das war einmal so. Und nun stellte sie, ihm folgend, sich die Frage, was denn in der Natur vor sich gehe. Sie fühlte sich von Rätseln umgeben, von Gedanken und Vorstellungen geplagt, die ihre Seele mit Zweifeln füllten. Hatten nicht die Pflanzen, wie er gesagt hatte, etwas wie eine Seele? Eine kleine, primitive Seele, aber doch eine Seele? Sie lebten.

Sie sah es ja täglich im Garten, sie wuchsen, blühten, setzten Früchte an, starben ab.

Seit sie sich vor diese Frage gestellt sah, fühlte sie oft, wenn sie allein im Sonnenglanz im Garten saß, in den der Lärm der Großstadt gedämpft herausklang, wie alles um sie von Leben erfüllt war. Die steilen Berge der Heimat, die sanften Höhenzüge, die über die Baumwipfel grüßten, der Bach, der eine Eisdecke sprengte, der Weiher, in dessen dunklem Spiegel sich Kreise bildeten, die wieder verschwanden, all das war ein Werden, ein Atemzug der großen Mutter Erde. Sie fühlte es, sie war ihr hier, in der Steinwüste der Stadt, näher als je auf dem Lande, wenn rechts und links von ihrem Wege die fruchtbaren Erdschollen dampften, der Sämann in den Furchen schritt. Denn hier, in diesem Winkel der Stadt, schien es ihr, als stiege der warme Atem der Erde lebend unter ihren Füßen empor.

Sie hatte ein Lieblingsplätzchen unter einer alten Akazie, von allerlei Gesträuchen umgeben, wo man nur Grün um sich sah. Wenn sie ein Weilchen dort in den Strahlen der Sonne gesessen war, daß ihr Körper die Wärme in sich aufgenommen hatte, überfiel sie die Vorstellung, ihr Eigenleben verloren zu haben, in das große All aufgegangen zu sein.

Sie merkte, wie die zarten Wurzeln, die sie unter ihren Füßen wußte, nach Nahrung suchten, diese aufnahmen, jene zurückwiesen. Sie glaubte unzählige Raupen und Puppen zu sehen, die in der weichen, lockeren Krume wühlten, sich einkapselten, zu neuen Geschöpfen wurden. Sie fühlte den Saft in die Bäume steigen, die Äste unter der inneren Spannung erzittern.

Die Bienen, die Fliegen, die Mücken, der Wind, der den Duft von Blumen aus anderen Gärten brachte, das

Rauschen des Springbrunnens, sie selbst — all das war nur ein Teil, ein winziges Bruchstück des Lebens, das die ganze Erde erfüllte, sie mit der gesamten Welt verband. Und dieses Gefühl des Aufgehens in eine höhere Einheit war schön, fast schreckhaft groß, so daß der Schlag ihres Herzens sich verdoppelte.

Wenn sie wieder zu sich kam, sagte sie sich: „Ich denke, das ist der Unterschied. Aber der Mensch ist doch noch anders. Was sind das für Gedanken, die der Onkel hat? Sie sind ja fast heidnisch."

Der Garten gab Freuden, die alle Mühe und Arbeit lohnten. Sie hatte noch nie so herrliches Gemüse, so prächtigen Obstansatz, solche Rosen gesehen. Besonders der eine alte Rosenstock, der die meisten Knospen trug, gefiel ihr, zog sie an.

Vor dem fand er sie einmal.

Da fragte Alice: „Woher hast du den Prachtstock?"

Sie war überrascht, als er mit ungewohntem Klang der Stimme antwortete: „Kind — Kind, frag' lieber nicht! Rote Rosen bedeuten Liebe, und seine Blüten sind mißachtet worden."

Eine Weile schwieg er; dann sprach er weiter: „Der Stock ist der Zeuge einer Geschichte, die mir einst recht zu Herzen ging. Ich kaufte ihn vor Jahren in einem kleinen Geschäfte als Topfstock, weil seine Blüten tiefrot, zwar nicht so schön wie die anderer moderner Rosengattungen, aber dafür voll Duft waren. Du wirst sie ja sehen, bald sehen."

Sie hätte weinen mögen. Nun hatte sie dem Onkel weh getan, ohne es zu wollen. Sie fühlte den Schmerz, den er empfunden haben mochte. Die Vergangenheit lebte. Sie spürte die Tränen aufsteigen. Nein! Das durfte nicht sein. Rasch ging sie unter einem Vorwand

ins Haus. In ihrem Zimmer löste sich die Spannung. Erst als sie, von ihm gerufen, in seiner Stimme den alten, gewohnten Klang hörte, kam sie. Aber reden konnte sie kaum und essen noch weniger.

Der Onkel litt also noch! Sie hatte die alte Wunde aufgerissen. Sie war schuld daran, daß er erinnert wurde. War's die Frau, an die er dachte? Hatte er durch die Rosen vergeblich um sie geworben? Wie hatte er gesagt? — „Rote Rosen bedeuten Liebe und seine Blüten sind mißachtet worden."

Ja, so hatte er gesagt: „Mißachtet!" Er hatte also durch sie gebeten. Es stieg brennende Neugierde in ihr auf, diese Blüten, die ein Menschenschicksal bedeutet hatten, zu sehen.

Sie betreute den Stock mit aller Sorgfalt, klaubte die Raupen ab, zählte seine Äste, Blätter und Knospen, verfolgte ihn in seiner Entwicklung, lockerte die Erde um ihn und begoß ihn. Das tat sie aber nur, wenn der Onkel nicht da war.

Hörte sie ihn kommen, so ging sie in einen anderen Teil des Gartens, damit er sie nicht dort finde, wo er sie suchte. Denn er ging zuerst zum Rosenstock. Es war, als suche er eine Aussprache vor ihm. Vor „seinem" Rosenstock, wie sie ihn nannte, der ihr so dumme Gedanken brachte — als pflege sie sein Herz.

Eines Tages hatte sie seine Schritte überhört. Plötzlich, als sie eben wieder an das menschliche Herz gedacht hatte, stand er neben ihr und sah sie so merkwürdig an, daß sie wußte, nun las er im Grunde ihrer Seele — daß ihr die Arme schlaff herabhingen und alles Blut zum Herzen drang.

Er sah sie an.

Da war es, als versänke der Boden unter ihren Füßen,

als flöge sie in einen Himmel empor, in dem Englein auf rosigen Wolken musizierten, als öffne sich die Weite, daß sie die Herrlichkeit der Herrlichkeiten sehe.

Und die Arme und Hände schlangen sich um Onkel Jodoks Nacken und hielten ihn in seligem Kusse fest.

Erst in der Nacht fand Jodok Ruhe zur Überlegung, und allmählich kehrte sein seelisches Gleichgewicht wieder. Er schüttelte sich vor Schmerz — aber der Verstand hatte recht und sagte, daß es unmöglich war, was er da getan hatte. Wie konnte er so gewissenlos sein, das junge Wesen, dessen Leben erst begann, an das eines alternden Mannes zu binden? Ja, sie liebte ihn, glaubte ihn zu lieben. Liebte ihn vielleicht wirklich. Jetzt ging's noch. Aber in fünf Jahren war er ein alter Mann, und sie stand in der Blüte. Das ging nicht; das war ein Verbrechen, ja, mehr als das, eine Dummheit. Daß er sich hatte hinreißen lassen, die Beherrschung verloren hatte! Nun kannte sie seine Gefühle. Es waren wunderschöne Minuten gewesen — aber er fragte sich, warum er diesen Kelch leeren sollte. Es blieb nur eines übrig: klare Aussprache. Ihr sagen, daß er sie liebe, daß aber der Altersunterschied zu groß sei; unmöglich konnte etwas Vernünftiges daraus werden. Es wäre ein Unglück für sie. Er entwickelte in wohlüberlegter Gedankenfolge, daß er sie um Verzeihung bitten müsse, daß ihn seine Gefühle, die er so lange beherrscht, übermannt, über den Haufen gerannt hätten.

Leicht schrieb er den Brief nicht.

Er wand sich in inneren Qualen, aber er schrieb ihn. Es genüge ein verpfuschtes Leben, das seine. Es müsse geschehen, wäre ihretwegen Pflicht. Sie besäße ein Recht auf Jugend und Glück, und er müsse zurücktreten, ihr

den Weg in die Zukunft, in eine bessere Zukunft freilassen.

Sie ahnte, was in ihm vorgehen mochte. Hellhörig hatte sie aus seinen Worten entnommen, daß er sie liebte, daß aber in ihm auch Kräfte dagegen wirkten, starke Kräfte, die ihn zurückhielten, die ihn zwangen, zu glauben, daß dies edel und vernünftig, zu ihren Gunsten sei.

Sie aber wollte glücklich werden. Und wenn seine Haare auch grau sein mochten, so war er doch ihr Glück, war er es, den sie liebte. Er war anders als die jungen Männer, die ihr den Hof machten, hatte Kopf, Herz, war ohne Eigennutz.

Gerade das konnte eine Gefahr werden. Um ihr junges Glück bangend, lag sie schlaflos. So hörte sie ihn kommen, hörte ihn das Schreiben unter die Türe schieben, und langsam, zögernd davonschreiten.

Dann las sie. Sie erkannte seine Schrift kaum, so verzerrt waren die Buchstaben. Aber das fiel ihr erst später auf. Zuerst sah sie nur das Nein, dann aber las sie die verhaltene Klage eines gequälten Herzens, das sich beschieden hatte, nicht begreifen konnte, daß es nicht abseits zu stehen brauche, das aus Liebe und Vorsorge gegen sie sich selber den herbsten Schmerz zufügen wollte, das Leid anderer zu tragen bereit war.

Nun erst bemerkte sie, wie die innere Qual die Schrift beeinflußt, der Herzschlag die Hand hin und her gerissen, den Zusammenhang der Zeichen gelöst hatte.

Der arme Onkel! Über sein und ihr eigenes Geschick brach sie in Tränen aus.

Während er die Nacht über in seinem Zimmer auf und ab schritt, zehnmal die Klinke in der Hand hatte, um den Brief zurückzuholen, und es doch sein ließ, saß Alice, auf seine Schritte horchend, von Weinen durchschüttelt, auf

ihrem Bett, fragte sich wieder und immer wieder: „Was soll ich tun?"

Denn es war ihr klar, daß sie um das Glück, das sich ihr zeigte, kämpfen müsse, um es festzuhalten.

Der Morgen brach an. Die ersten Sonnenstrahlen glitten durchs Fenster. Was sollte sie? Verzichten? Nein! Sie mußte das Glück bannen, es zwingen, ehe es entflohen war.

Glocken läuteten.

Sie hatte sie noch nie gehört. Sonst schlief sie noch um diese Stunde. Und unter Tags verschlang der Lärm der Straße den Klang. Sie faltete die Hände.

Es war ja Feiertag.

Die anderen konnten sich des Sonnenscheines freuen, für sie war es ein Tag der Schrecken und Schmerzen. Der Mensch trägt sein Glück und seine Stätte der Qualen im Herzen, hatte Onkel Jodok unlängst gesagt. Sie verstand ihn nun und seine Liebe zu all dem, was lebt. Wer gelitten hat, wird entweder hart oder gütigen Herzens, hatte er gesagt. Wieviel mußte er gelitten haben. Und dieses Herz mußte ihr bleiben! Sie konnte nicht mehr ruhig bleiben. Vielleicht tat ihr frische Luft wohl.

Sie öffnete das Fenster und blickte in den Garten.

Sie fuhr zusammen. Das oder nichts half! —

Jodok sah sein verfallenes, übernächtiges Gesicht im Spiegel. Nun war's erst ganz entschieden. Ach! das hatte weh getan, aber es war nicht anders denkbar. Nun war sie wohl schon aufgestanden, hatte den Brief gefunden. „Armes Herz, dem ich weh tun muß! Es ist deinetwegen. Alice, du bist jung und wirst es verwinden. Ich nimmer. Aber das macht nichts. Du wirst es nie wissen. Ich bin alt, mein Teil ist die Entsagung, und ich muß Gott für den Schimmer von Glück danken, daß du bei mir ge=

wesen bist. Leb wohl, du Traum einer Viertelstunde. Es darf nicht sein! Ihretwegen nicht! Strich drunter! Und keine Klage!"

Er trat ins Speisezimmer.

Da stand Alice ganz weiß gekleidet. Ihre Augen brannten aus dem blassen Gesicht, ihre Lippen waren blutleer. Was wollte sie hier? Sie zögerte, ihm entgegenzugehen, hielt in den zitternden, sonst so kraftvollen Händen einen Strauß blühender roter Rosen. Seine roten Rosen!

Er stockte, verstand nicht, begriff aber langsam.

Ihre Lippen bewegten sich, und er las mehr von ihnen, als daß er es hörte: „Wird es ihnen wieder so gehen wie einst?"

Die alte Brigitte wußte, als sie eintrat, vor Überraschung nicht, was sie dabei denken sollte. In solchen Augenblicken stört ein Dritter, das wußte sie aus Erfahrung; aber sie war herbeigeläutet worden. Was war denn geschehen? Alice weinte, und Herr Jodok küßte ihr die Tränen weg.

Aber das Klingeln mußte doch ihr gegolten haben. Als sie sich heftig bemerkbar gemacht hatte, sagte Herr Jodok: „Brigitte, Sie sollen es zuerst hören: wir feiern unsere Verlobung."

Die Goldsucher

Roman von M. Talvez / Fortsetzung

Als Karl Rainer erwachte, war ein klarer Wintermorgen voll Licht und Glanz, wie ihn nur das südliche Hochland kennt. Durch die rohgefügten Wände der Hütte drang das Licht in Strahlenbündeln. Im Käfig, der mitten in einer leuchtenden Flut hing, sang Santita. An der Goldwäsche sangen die Männer zum Takt der Arbeit. Karl erinnerte sich der vergangenen Nacht und schämte sich, so ruhig und tief geschlafen zu haben, als wäre nichts geschehen. Der Vater seiner Geliebten war tot, war freiwillig aus dem Leben gegangen. Und was war es, das ihn aus der Welt getrieben? War es seine Schuld? Hatte er auch nur einen Augenblick Böses gewollt? War er verantwortlich für die geistige Verfassung eines Menschen?

Er sprang auf. Der kühle Tag, das reine, kalte Licht der Sonne, das ihm wie ein Bad den Leib umfing, als er die Lichtklappen der Hütte aufriß, erfrischten und beruhigten ihm Leib und Seele. Das Leben war kein Spuk, kein Gespenstertraum mehr, aber etwas, das stark und trotzig angefaßt werden wollte. Die vielfarbigen Felsen leuchteten, die Geier schwebten hin und wider, daß ihre Schatten wie schwarze Striche an den Klippen hinzuckten. Tamarisken und Taxus wiegten sich im Wind, und reines Wasser murmelte durch die Schlucht herab. Die Arbeiter waren still geworden; nur ein Knabe sang noch mit heller Stimme an der Goldwäsche, wo er die Schleusen bediente. Im Takt pochten die Erzhämmer, und der Gasolinmotor zischte.

Silver brannte in der Tiefe des Schachtes die Spren-

gungen los, daß die Erde erzitterte bei den dumpfen Schlägen.

Karl dachte und überlegte, während er das Frühstück genoß: „Was nun? Das Unwiderrufliche wie Totes über Bord geworfen und vorwärts! Es geht nicht anders, man muß weiterleben! Und überall in der Welt gibt es schließlich ein Tor, das hinein und hinaus führt. Irgend etwas muß geschehen, getan werden. Nur so bringt man alles zum Biegen oder Brechen. Und so oder so — mag es gehen wie es will, die Seele findet Ruh."

Jetzt war es wohl zunächst seine Pflicht, den Frauen beizustehen, die ihres Ernährers und Schützers beraubt waren. „Gestern brauchten sie mich nicht. Aber heute will ich meine Pflicht als Mensch und Mann erfüllen. Ich muß sofort zur Hütte hinauf. — Und wie denn? — Ist die Lage nicht viel einfacher geworden, seit eines weniger ist?"

Rainer ritt augenblicklich zur Hütte hinauf.

Der Knabe, der gestern die Botschaft gebracht hatte, saß vor der Tür und pfiff vor sich hin.

Karl hielt sein Pferd an: „Was tust du noch hier, Junge?"

„Ich bewache das Haus."

„Ist denn sonst niemand da?"

„Nein. Die Frauen sind nach Tlaloc gegangen. Sie wollen dort das Grab von Don Tomas in Ordnung bringen und Messen für seine Seele lesen lassen. Sie werden wohl ein paar Tage wegbleiben und haben mir eine Belohnung versprochen, wenn ich das Haus so lange bewachen will."

Da war nun vorläufig nichts zu helfen und nichts zu tun. Karl ritt nach Felicidad zurück. Vielleicht war es gut so, daß sie sich einige Tage nicht sahen. Während der

Zeit mochte sich manches ausgleichen. Gras konnte darüber wachsen.

Eines Tags beim Mittagessen sagte Joe Silver: „Du, weißt du denn, daß heute Weihnachtsabend ist?"

„Weihnachten? — Schon wieder? Das ist ja nicht möglich!"

„Sieh doch im Kalender nach. Ich wäre beinahe auf den Bauch gefallen, als ich nach dem Datum sah. Dick rot angestrichen — Weihnachten. Und Neujahr folgt auf dem Fuß. Den ganzen Tag habe ich an unsre Bilanz gedacht, die wir nun doch einmal machen müssen. Wir arbeiten doch geradezu wie der Käfer im Mist. Ein paar schmierige Notizbüchlein sind unser Haupt- und Kassabuch — und dabei bist du ein gelernter Kaufmann! Ich habe da so für mich einen kleinen Überschlag gemacht. Muß sagen, es ist recht betrübend, Karl. Noch sind wir weit weg von der Million. In einem Monat holten wir manchmal Gold aus dem Loch heraus wie Kiesel und im nächsten für keinen Penny. Ich glaube, wenn wir bis heute so an die zwanzigtausend Peso gemacht haben, wird das alles sein. Wenn es hoch kommt. In der Maschinerie stecken gut ihre zehntausend. Aber was uns gar so derb hineinreißt, sind die hohen Arbeitslöhne, die man geben muß, um überhaupt jemand in dieses dreimal verfluchte Loch zu bekommen. Dazu kommt noch die Schurkerei von unserem früheren Kassier. Aufknüpfen, mit eigener Hand hängen würde ich ihn, wäre er mir gerade zur Hand, und ihm dann noch zwölf Kugeln in den baumelnden Sack jagen zur Sicherheit. Ein Glück, daß wir den Don Tomas haben. Das ist eine ehrliche alte Haut. Gratuliere zur Verwandtschaft! Sollten ihm eigentlich auch ein Weihnachtsgeschenk machen. — Dein Schwiegervater ist doch wohl bald wieder aus dem Bett,

he? Wir brauchen den braven Knopf. Oder will er nicht mehr? Hat er die Nase voll? Hat ihn das Heimweh nach seinen Kühen und Ferkeln krank gemacht? Oder was ist denn sonst los mit ihm?"

„Nichts, nichts, Joe! Er muß sich halt ein wenig ausruhen. Zwanzigtausend Peso sagst du?"

„Ja! Betrübend! Aber genau genommen doch nicht ganz so schlimm. Sieh mal, es sind ja sozusagen doch nur Vorarbeiten, die wir bis jetzt gemacht haben, sogenannte Explorationen. Da ist es schließlich sogar noch allerhand, wenn überhaupt so viel herauskommt. Im ‚Kaiman' haben wir seinerzeit zwei volle Jahre hindurch ohne jeden Nutzen arbeiten und schuften müssen, und heute ist der Kram gut eine halbe Million und mehr wert. Ein Jahr ist eben für solche Wirtschaft eine gar zu kurze Zeit. Die Zeit vergeht überhaupt ganz anders hier. Sie läuft und rinnt und rieselt dahin — Woche um Woche, Tag um Tag, daß man halt! halt! schreien möchte! Karl, wir müssen noch ein weiteres Jahr daran wenden. Die Bonanza muß nun jeden Tag kommen. Der Gang wird mehr und mehr quarzig, wie im ‚Kaiman'. Genau wie im ‚Kaiman', sag' ich dir. Die Verwitterungsprodukte sind spärlicher geworden; das Schwefeleisen dafür häufiger; und ich habe Spuren von Tellurium gefunden. Mensch, du mußt wissen: Tellurium und Gold sind wie Brüder! Gold und Tellurium bilden reiche Verbindungen, das berühmte $(Au, Ag) Te_2$ Kalaverit. Eine gewisse Verästelung im Erz ist ein ganz außerordentliches Zeichen, das habe ich seinerzeit im ‚Kaiman' herausgefunden. Alles, alles deutet auf die Bonanza. Ich sage dir, Karl, unsere Aktien steigen!"

„Ja, wir werden uns eben weiter placken müssen. Davonlaufen und alles im Stich lassen, ein ganzes Jahr

schwerer Arbeit mir nichts, dir nichts über Bord werfen, das geht nicht. Und es ist ja nicht zu bezweifeln — die große Möglichkeit ist gegeben."

„Blasphemiere nicht! Ich sage dir — Sicherheit! Sicher wie der Tod, sag' ich dir! Was, wenn ich statt auf Sicherheit noch auf ungewisse Hoffnungen bauen müßte — ich flöge kurzerhand in die Luft."

„Ruhig, ruhig, Joe! Wir arbeiten weiter! Haben wir A gesagt, so müssen wir uns nun auch noch weiter durchbuchstabieren."

„Das ist's! Das Ganze in einer Nußschale! Und während ich quaßle, haust du den Lukas! Hat man einmal A gesagt, so muß man von B bis Z weitermachen. Konsequenz oder so nennt man das, nicht wahr? — O Karl, du weißt gar nicht, welch großartiger Junge du bist. Es ist eine Vernunft und eine Sicherheit in dir, so was Abgewogenes, den Nagel auf den Kopf Treffendes! Und ein so guter Junge. Nein, du hättest Pastor werden sollen, nicht ich! — Dich quälen Gewissensbisse, wenn du einen Hasen geschossen hast. Du gehst um eine Raupe herum, um sie nicht zu zertreten. Du bist so etwas wie ein Schutzengel der Kreatur."

„Silver, du hast wirklich nur noch einen halben Mund, die andere Hälfte ist weggerissen mit Dynamit. Aber was dir noch geblieben ist, damit plapperst du für drei gesunde Mäuler. Hör' um Gottes willen wieder einmal auf! — Was treiben wir denn an Weihnachten?"

„Halleluja singen! — Ein Christkindl ist ja nun leider nicht da. Zur nächsten Weihnacht vielleicht? — Halleluja! — Karl, Karl, o Schwerenöter! — Ich mache einen Punsch! Whisky mit Zitronen, Zimt und Zucker, daß uns warm wird. Könnten uns ja einen kleinen Dampf antrinken. Sonst kommt womöglich ein wenig

von dem sentimentalen Katzenjammer über uns, der einen in solchen Stunden gern überfällt. Die Jugenderinnerungen! Ja, ganz kriegt man sie nicht mehr aus seinem Wesen heraus. Es haftet zu fest. Karl! O, ich wollte, ich besäße ein Körnchen Opium. Dann kämen alle die schönen Frauen aus ihren Bildern heruntergestiegen, tanzten mir was vor, sängen wie die Engelein und küßten mich. Und ich, Joe Silver, wäre der Sultan, der Kalif aller Gläubigen. Ja, Weihnachten ist nun wieder mal da. Öchselein und Eselein blicken fromm aufs Kindelein. Lächelnd liegt's im Windelein. — Zucker, Zimt, Whisky her!"

„Armer Kerl!" dachte Karl, als Joe Silver hinaushinkte. „Sein Kopf wird immer verwirrter. Die Bilder an der Wand machen ihn noch verrückt."

Am Nachmittag kam der Bote, der geschickt worden war, um einige nötige Dinge aus der Stadt zu bringen, und der auch die Post abholte, die Tomas auf seinem letzten Gang unbesorgt ließ. Es war ein Briefchen kleinen Formats darunter.

Zitternd blickte Karl auf die Schrift — sie war von Elisabeths Hand. Seit sechs Monaten hatte er ihr nicht mehr geschrieben, und sein letzter Brief war voll verlegener, unklarer Sätze gewesen.

Er öffnete den Umschlag und las. Sie schrieb ihm einfache Worte des Grußes und guter Wünsche. Keine Fragen, kein Vorwurf. Eine stille Seele fühlte, daß etwas zwischen beide gekommen war. Es mußte stark gewesen sein, um ihren Karl umzuwerfen. Schweigend ertrug sie ihren Schmerz und nagende Zweifel, kränkelte still dahin, und zu Weihnachten schrieb sie ihm den Gruß. — O, nur den letzten Faden der Hoffnung nicht durchschneiden! —

Ein ferner, süßer Ton, wie verwehte Glockentöne des Friedens, trafen ihre milden Worte seine von Stürmen zerrissene Seele.

Schweigend setzte er sich auf die Schwelle der Hütte, ihre Worte immer wieder überfliegend, als müßte er noch viel Ungesagtes zwischen den Zeilen finden.

Über die Einsamkeit des Hochlands kam der Abend; kalt und kristallklar war die Luft. Über den kupfern und bläulich angehauchten Himmel spannten sich gelbe Lichtkegel der untergegangenen Sonne wie Brücken von Gold über seinem Haupt.

Große Geier kamen rauschend zu den altgewohnten Felsen nieder, um zu schlafen. Karl, überwältigt von der Wucht der Einsamkeit, barg sein Gesicht in beide Hände. Er fühlte, es kam eine schwere Nacht.

Silver lief umher, gab dem Koch Anordnungen für ein ganz besonders gutes Mahl aus Büchsenkonserven und braute eigenhändig Punsch und einen Cocktail, den er Sodom und Gomorra nannte. Da auch er einige Briefe und neue Zeitschriften erhalten hatte, schnitt er sogleich das neue Bild Arnold Böcklins aus dem Saturday Review, der eine ganze Reihe von Werken dieses Künstlers brachte, und klebte es mit Mehl und Wasser an die Wand neben die Venus Anadyomene. Es war diesmal die Toteninsel.

Schweigend genossen sie ihr Weihnachtsmahl. Sie wußten sich nichts mehr zu sagen, denn in einem Jahr des Beisammenseins hatten sie sich über alles ausgesprochen, und zwei- oder dreimal durchgeplaudert, was sie sich überhaupt mitzuteilen hatten. Ihre Vergangenheit, Zukunftsträume, von ihrer Mine „La Felicidad", Geologie, Metalle, Gold — allen Gesprächsstoff hatten sie durchgenommen.

Joe Silver stieß immer wieder an: „Prosit! Prosit! Hier! So! Einen ‚Sodom und Gomorra' drauf! Trink! Bruder, trink! Das heulende Elend geht um. — O, was gäbe ich nun für ein Gramm Opium. Die Magazine bringen wieder wahnsinnig schöne Frauenbilder. Zum Tollwerden. Und noch ein Jahr müssen wir schuften."

Nach dem Essen setzten sie sich einander gegenüber an den Tisch. Das Wellblech der Hütte knisterte in der Kälte. Sie hüllten sich in ihre Mäntel. Silver holte die neuen Magazine vor, und Rainer las noch einmal Elisabeths Briefchen. Er hatte ihr diesmal keinen Gruß geschickt. Völlig vergessen! Er schämte sich. Ja, wäre er jetzt bei ihr, möchte eine andere Weihnacht sein. Wäre er heimgekehrt im letzten Mai, dann wäre alles anders geworden; dann säße er jetzt bei ihr unterm Weihnachtsbaum, und neben anderen Sachen lägen auch jene Bildermappen, die sie ihm schon das letzte Mal zugedacht hatte. Die Mappen von Richter und Schwind. Aber die besaß er doch schon. Waren sie vor einigen Monaten nicht eingetroffen? Er hatte sie ja damals nach flüchtigem Durchblättern zu unterst in seinen Koffer gelegt. „Nun könnte man diese Bilder doch einmal mit Muße betrachten," dachte er. An Schlaf war doch nicht zu denken. Der Abend und die Nacht nahmen ja sonst kein Ende.

Er ging zu seinem Koffer, wühlte sich zu den Mappen durch und brachte sie an den Tisch zur Lampe.

Beide beugten nun ihre Köpfe über die Bilder. Die Hütte knisterte, sonst war tiefe Stille ringsumher. Zum Knistern hörte man die Männer atmen. Von einem Kranz der schönsten Frauen umgeben, von Sternen der Gesellschaft, Schauspielerinnen und Tänzerinnen, hingen die Bilder von Venus Anadyomene und der Toteninsel nebeneinander an der Wand.

Silver hatte sich seiner Galerie zugewandt, und Karl blickte auf die Werke von Richter und Schwind. Wie die frohe Botschaft wehte es ihn an. Da war die „Ruhe auf der Flucht", „Rast am Brunnen", die „Überfahrt am Schreckenstein", „Brautzug im Frühling". Es schienen ihm keine Bilder mehr; er war ein Teil von all dem Dargestellten. Da rauschten die Wälder; an der klaren Quelle trank der Pilger, der er selber war. In den Eichen gurrten die Tauben, und scheue Rehe traten auf die Lichtung und witterten ihm entgegen. Die Hirten jauchzten; die Glocken läuteten zum Brautzug, und Maiglöckchen nickten am Weg. Der wilde Bursche blickte zur Ruine auf; der Harfenspieler präludierte, und im Kahn empfanden zwei Menschen die Seligkeiten der ersten Liebe.

Das war eine Welt, die in Engelszungen zu ihm redete. Das war seine verschollene Welt! Die Krankheit packte ihn, die viel zerstörender wirkt als Sehnsucht — das Verlangen, in der Heimat zu sein. Er ertrug es nicht mehr. Er eilte noch einmal zum Koffer und wühlte darin, bis er das Bild gefunden hatte, das er suchte. Er brachte es an den Tisch und hielt es ins Lampenlicht.

Da stand ein schlankes, blondes Mädchen im Garten, wo die Astern blühten, und von einem Apfelbaum reichte ein Knabe ihr die Früchte herab. Eine Weile blickte er darauf, dann schlug seine Stirn hart auf die Tischplatte. Karl Rainer weinte mit jener furchtbaren Gewalt, wie nur zähe Männer weinen, wenn sie an der Wurzel des Lebens verletzt sind.

Erschrocken kam Silver heran und blickte seinen Gefährten an, dessen Leib geschüttelt ward wie in Todeskrämpfen. Er stellte sich neben ihn und streichelte ihm zärtlich sein Haar mit der verstümmelten Hand. „Kamerad! Lieber, lieber Kamerad. Hat dich etwas gepackt?"

Er goß einen Cocktail ein und wollte ihm das Glas reichen wie einem Kind, das sich sträubt, die heilsame Medizin zu nehmen.

„Aber Karl! Nimm es doch! Es ist ‚Sodom und Gomorra'! ‚So—dom und Gomorra', hörst du."

Aber Karl hörte nicht und hielt sein Gesicht in den Armen verborgen.

„Ja, ja!" rief Joe, den Cocktail nun selber trinkend, „da glaubt man, einer sei glücklich, und in der Brust hat er irgendwo so einen verborgenen Leierkasten, der da auf einmal loslegt wie von hungrigen Bettlern gedreht. — Junge, Junge! Sei doch still. Sieh, mir wird ja selber ganz miserabel zumute. Sieh, es wird ja noch alles gut, alles. In einem Jahr haben wir die Million. Sieh, ich meine — du — du bist — zu sentimental! Sen—ti . . ."

Da versagte auch ihm die Stimme. Er blies die Lampe aus, und so konnten sie sich ihren Gefühlen überlassen, ohne sich voreinander schämen zu müssen.

Einer nach dem anderen schlich zu seinem Lager.

Nach einigen Tagen ging Rainer hinauf, um nachzusehen, ob die Frauen nun zurückgekehrt seien, und ob er ihnen irgendwie beistehen könne. Sie waren wieder gekommen. Über jedem Fenster und über der Tür hing ein schwarzer Trauerflor, zum Zeichen, daß man hier einen Toten betrauere.

Sie gingen schwarz gekleidet, um den Kopf die schwarze Mantilla geschlungen. Sie sahen ihn kommen und erwarteten ihn still unter der Tür. Guadalupe und ihre Mutter schienen ihm höher gewachsen zu sein; ihre Gebärden waren voll Würde und Ruhe, wie sie tiefe Trauer verleihen. Ruhige, starre Gesichter, in denen das Leiden nur aus den Augen flackerte, erwiderten seinen Gruß.

Doña Juanas Haar war fast weiß geworden; es hing in wirren Streifen unter dem schwarzen Tuch hervor. Stumm gaben sie sich die Hände.

„Wir haben dem Vater das Kreuz gesetzt und für seine Seele gesorgt. Wie geht es dir, Liebster?"

Er blickte zur Erde und fand nicht sogleich die rechten Worte. „Verzeiht mir, daß ich in jener Nacht fortgegangen bin. Ich hielt es nicht aus, daß ihr mich nicht brauchtet."

„Es war gut, daß du gingst. Unsere Bräuche sind nicht eure Bräuche."

„Was wollt ihr nun tun?"

„Wir werden hier weiterwirtschaften, so gut es geht. Ich muß doch in deiner Nähe bleiben. Sonst würden wir zu Vaters Verwandten nach Oaxaca ziehen. Aber ich verlasse dich nicht."

Der Winter schleppte sich über die Einöden von Tlaloc; die Gipfel von El Rey leuchteten im Schnee. Die Erde ward verdorrt in der Glut des Mittags und erfror in den eisigen Nächten. Wölfe kamen aus dem dürren Hochgebirg in die geschützteren Schluchten und heulten vor Hunger die Nächte lang zum brausenden Nordwind.

Einsam, riesig, unfruchtbar, wie vergessen von Gott, ragten die Felsmassen der Gebirge. Gleichgültig, versteinerte Zeugen von Jahrmillionen standen sie da. Gigantisch saß der Tod still und unsichtbar auf der Erde.

Am Morgen tauchte die Welt aus der Feuersbrunst des Sonnenaufgangs wie der Griff einer leuchtenden Faust ins Dunkel und versank am Abend in einem Farbenspiel, das überirdisch war.

Zehrende Qual schlich in Karl Rainers Herz. Er fühlte es in den Tiefen seiner Brust; es hämmerte sich des

Nachts in seine Schläfen ein — die Liebe stirbt. Die Liebe stirbt!

Und an einem einsamen Abend, als der Sturm im Cañon tobte und heulte, schrieb er einen Brief an Elisabeth. Echte Worte, das leise Fühlen und Tasten einer Seele, die sondieren will, um sich heimzufinden. Wie, wenn es doch noch einen Ausweg gäbe? Zu allem gibt es ein Tor hinein und hinaus. Faßte er nicht schon die Klinke in der Hand? — Aber da war die Einsamkeit, die Verlassenheit, und voll von verzweifelter Sehnsucht ging er immer wieder zu ihr hinauf und entzündete sich immer wieder aufs neue an ihrer Schönheit und reinen Güte. Oft war es nur ein Gefühl der Schuld, das ihn noch zärtlicher und gütiger für sie stimmte. Doch die alte Glut war hin; nur aus der Asche brach das Feuer noch zuweilen und gab ihm Wärme und Licht.

Sie fühlten beide — es war ein Totes zwischen sie gekommen; ein Fremdes, wie aus einer Geisterwelt, stand auf einmal zwischen ihnen. Dunkle Ahnungen und Trauer war in beiden. Sie wußten, daß ein Wechsel kommen mußte. Doch Guadalupe war schöner denn je. Sie war ein blühendes Weib geworden; sie wuchs und blühte aus dem Schmerz empor. Sie war einfach und gütig, klagte nie und tat still ihr Tagewerk. Die Mutter betete und hielt die Geister fern.

„Mutter! Mutter, wie es klopft in den Ruinen!"

„Blick aufs Kreuz, meine Tochter! Immer aufs Kreuz! Dann kommen sie nicht!"

„Karl kommt immer seltener!"

„Ich weiß ein Kraut, liebes Kind. Das wollen wir ihm in die Speisen tun. Dann kommt er wieder."

„Ist es nicht giftig, Mutter? Tut's ihm keinen Schaden?"

„Nein, nein. Ich hab' es auch unserem Vater einst gegeben in Yukatan, als ihm eine andere gefallen wollte."

„Wo wächst es, und wie heißt es?"

„Es heißt ‚Amor Eterno' und wächst in Mengen auf Gräbern; du findest es auch in den Ruinen der Abtei."

„Muß es nachts gebrochen werden?"

„Am besten nachts. In der Karwoche darf es auch am Tage gepflückt werden und wirkt dann besonders stark."

„Es ist noch weit bis Ostern! Aber ich will warten."

Als Karl an einem Mittag kam, stand Guadalupe in der Küche mit der Bereitung der Speisen beschäftigt. Sie hatte ihn nicht bemerkt und schlachtete ein Geflügel. Gerade, als er auf der Schwelle stand, schlug sie dem Vogel mit einem sicheren Beilhieb den Kopf ab, daß das Blut im Bogen spritzte und sie besudelte.

Ein Gefühl des Ekels ergriff ihn, das sich auf sie übertrug. Der Widerwille war unverkennbar in seinem Gesicht zu erkennen. Sie sah es augenblicklich; verwirrt blickte sie ins Leere, während der Vogel verblutete und ihre nackten Arme mit Blut bespritzte.

„Verzeih mir," sagte sie mit sinkender Stimme, „ich sah dich nicht kommen. Ich hätte es sonst heimlich getan. Aber du ißt so gern Geflügel, und jemand muß es tun."

„Warum entschuldigst du dich?" sagte er härter und barscher, als er wollte. „Habe ich dir einen Vorwurf gemacht?"

„Aber deine Augen! Dein Mund!"

„Was Augen! Was Mund! — Dummes Zeug!"

Da waren die ersten garstigen Worte gefallen.

Beschämt ob seiner Roheit ging er eilig weg und wühlte sich in seinen Schmerz.

Guadalupe ließ sich schwer auf einem Schemel am

Herd nieder und legte das tote Geflügel vor ihre Füße, dann hob sie das Trauertuch von ihren Schultern und verhüllte ihr Gesicht darin. So saß sie unbeweglich, bis sie der Rücken schmerzte.

Am nächsten Tag, einem Sonntag, da die Arbeit ruhte, kam Karl Rainer wieder zur Hütte, seiner Torheit bewußt und im Herzen gewillt, das Böse gutzumachen. Er sprach freundlicher denn je. Viel zu zärtlich, als daß es nicht mit jedem Wort an das Vorgefallene erinnern mußte. Beide ließen sich gern in augenblickliches Vergessen täuschen und waren wieder einmal fröhlicher als seit langem.

Als es Abend wurde, nahm sie seine Hand. „Komm, Liebster! Wir wollen uns auf die Bank unter den Piru setzen. Ich — muß — dir etwas — sagen!"

Ihre Brust ging heftig; das aufschießende Blut schimmerte durch die dunkle Haut ihrer Wangen, sie noch einen Schatten dunkler tönend.

Neugierig, was sie ihm so Wichtiges zu sagen habe, ließ er sich willig führen. Was mochte es sein? — Ja, sie hatten schon ein paarmal von ihren Verwandten in Oaxaca gesprochen, zu denen sie ziehen wollten. Sollten sie sich dazu entschlossen haben? Wollte sie es ihm schonend beibringen? — Wie ihre Hand bebte. Das, das wäre die Rettung. Die Lösung. Das Tor! Das Tor!

„Nun, Liebste, was gibt es? Doch nichts Schlimmes?"

„Schlimm, nicht für mich. Aber für dich! O, ich fürchte ..."

„Sag' es nur! Ich ahne es und bin darauf gefaßt."

„Sieh, ich will es ja so einrichten, daß du es kaum merkst. Alles will ich allein tragen. Ich hätte es dir schon sagen sollen, doch ich fürchtete mich. Ich weiß nicht, war-

um ich mich fürchtete. Ich habe ein Gefühl, es könnte dir nicht recht sein."

„Aber, Liebste, Oaxaca ist ja nicht so weit von hier!"

„Oaxaca? — Warum sprichst du von Oaxaca? — Nein, Oaxaca ist nicht weit von hier. Nicht so sehr weit. Verzeih mir! Sieh, es ist nun so gekommen — es ist, ich bin ..."

„Nun, nun — wir können uns ja besuchen."

„Ich bin — Mutter!"

Sie fühlte seinen Schreck durch die Hand, die sie ergriffen hatte, als sie das Geständnis wagte.

„Mutter — Mutter — Mutter!" stammelte er geistesabwesend.

Mit sinkendem Mut, als dränge sie den Schrei zurück, sagte sie mit Lippen, die hart wie von einem Krampf geworden waren: „Ich — ich — kann — ich verspreche dir — ganz allein will ich es tragen. Ich will es verbergen! — Ganz allein will ich mich an ihm freuen, es herzen und küssen, ihm von seinem Vater erzählen — der — fortgegangen ist!"

„Guadalupe!" stöhnte Karl verzweifelt.

„Der fort will und bald gehen wird. Der — eine andere liebt!"

So mächtig traf ihr Schmerz sein Wesen, daß es wie neue Liebe über ihn kam und er sie heiß umarmte und küßte. „Ich liebe nur dich!"

Wieder saßen sie, einander umschlungen haltend, unter dem Piru. Doch die Tränen, die aus ihren Augen flossen, waren andere, und der Baum war gelb.

Der Februar kam ins Land. Die Nächte wurden ein wenig wärmer; einige Agavenarten trieben schon den Schaft. Aber die Welt im großen lag immer noch

erstarrt, als wolle sie nie mehr erwachen. Keine Hoffnung war auf Frühling; den gab es hier nicht. Nur Sommer und Winter ohne Übergang.

Ein immer stärker werdendes Gefühl der Fremdheit in dieser starren Welt, die nur Dimensionen von riesigem Ausmaß, aber keine Seele hatte, die für ein Zyklopengeschlecht aus Eisen geschaffen schien, erfüllte Rainer. Immer wieder erwärmt von den Bildern Richters und Schwinds, die er jeden einsamen Abend hervorholte und in deren Anblick er sich versenkte, wuchs seine Sehnsucht nach Heimat und Frieden unerträglich. Das Klingen einer fernen, seligen Musik glaubte er manchmal zu hören, und die Erinnerung an die Heimat steigerte und verwandelte jeden Zug; viel schöner als die Wirklichkeit zu sein vermochte, erschien sie ihm in wachen Träumen. Sie nahm auch in seinem wachen Bewußtsein die Schönheit und Vollkommenheit des Ideals an. Wie fernes Orgelspiel tönte in seiner Erinnerung das Rauschen der Fichtenwälder; da war ein Sausen und Rauschen in den Eichen und Birken, eine Seligkeit in der Kirschenblüte. Häuser in wohlgelegenen Tälern plauderten ihm vom Glück im Winkel, von schöner, stiller Menschlichkeit. Städte erhoben sich vor seinem Geist mit hohen Domen und Türmen, von denen lockendes Läuten klang. Die Jugend ward aufs neue lebendig. Er gedachte der Kameraden, der rotwangigen Mädchen, die einst dem erwachenden Knaben das Herz entflammten. Die Mutter, die allzufrüh starb, saß im Geist bei ihm und erzählte ihm alte Märchen. Er erinnerte sich der Spaziergänge mit dem Vater in die Wälder, wo sie oft das Holz für die Mühle besichtigten. Das war vor der trüben Zeit, da der Vater sich dem Trunk ergab und verkam.

All dies zog in seiner großen Einsamkeit und Herzens-

not immer wieder an seinem geistigen Blick vorüber. Die Sehnsucht wurde zur verzehrenden Krankheit. Er schnitt ein Rähmchen aus Karton, befestigte darin Elisabeths Bildnis und stellte es auf seinen Arbeitstisch.

Und immer wieder, wenn neue Pläne in ihm reiften, hinter den Bergen das Leben lockte mit treibender Macht, klang eine Stimme dazwischen, die alles wieder zerstörte. Er vernahm das Bekenntnis Guadalupes. Dann zwang ihn ein Gedanke, sich zu sagen: Du hast Wurzeln geschlagen in einer fremden Welt; sie werden dich halten. Die Freiheit war verloren. Er gab sie preis und wehrte sich doch dagegen. Guadalupe war stark und vernünftig. Sie würde ihn ziehen lassen, trotzdem sie ihn liebte; er fand keinen Makel an ihrem Wesen, nichts, das ihn berechtigte, sie zu verlassen. Manchmal wünschte er, sie wäre weniger lieb und gut. Und dennoch, die gleiche Macht, die ihn ihr zugeführt, trieb ihn nun von ihr weg. Was war es nur, vor dem ihr Glanz verblaßte? Ahnte sie recht — liebte er eine andere? Liebte er aufs neue Elisabeth? War die Sehnsucht nach Heimat und Frieden nur das tiefere Verlangen nach ihr? Die andere, die Starke, Stoische und Halbwilde, mit der heftigen aber kurzen Fähigkeit zum Schmerz und leichtem Vergessen, würde ihn ziehen lassen, den Tag, wo er sie darum bitten würde. Es wäre ein großer Schmerz für sie, ein Schmerz für beide. Aber er würde vergessen, und sie würde ihren Kummer unterdrücken. Sie war eine eiserne Natur. Gewiß, der Schmerz würde sie eine Weile zerwühlen, ganz im stillen, aber ihre einfache Natur, nicht durch tausend Illusionen auf falsche Wege geführt, würde sich bald ins Unvermeidliche schicken. Bald und vollständig. In einem Jahr, nachdem die Bonanza gefunden war, würde er imstande sein, ihr ein Vermögen auszusetzen, das sie fürs ganze Leben

sicherstellte. Den Mann, den einst der Vater für sie bestimmte, würde sie heiraten und mit ihm ein glückliches Dasein führen, denn sie war geschaffen, glücklich zu sein. Sie dächte wohl manchmal noch an den Fremden und das Idyll von Tlaloc als ein Fernes, Traumhaftes, kaum Glaubliches. Er aber würde aufs neue das Meer kreuzen, sich in den Geist Europas eingliedern und in ihm wirken und schaffen. Und wie ein Märchen, wie ein Geschenk des Himmels, wie ein heiterer Augenblick würde in seiner späten Erinnerung das Erlebnis von Tlaloc sein. So würde noch alles gut. Noch war das Leben nicht vertan und verdorben. Aber da kam der Gedanke an das Kind, das ließ sich nicht abschütteln wie die Geliebte. Es würde die starke Fessel sein und noch mehr werden, die sie fürs Leben aneinander knüpfte. Er konnte es nicht mit sich nehmen, ihr es auch nicht lassen, damit es aufgezogen würde in halber Wildheit. Sein Blut durfte nicht verkommen. Und wenn nun dies rasselose Geschöpf, die Mischung zweier Welten, alle schlimmen Eigenschaften langer Vorfahrenreihen erbte, wie es bei Mestizen so häufig beobachtet wird? Wenn es geboren würde mit schwarzen Haaren, gelber Haut, glänzenden Kohlenaugen, die später das unstete Flackern wilden Blutes annehmen? Er fing an, die Folgen zu bedenken und sich vor der Zukunft zu fürchten. Seine Phantasie war unausgesetzt mit dem zwiespältigen Wesen tätig. Es erschien ihm im Traum. Er verfolgte die Reihe finsterer Gedanken nach allen Möglichkeiten. Sein Rassegefühl bäumte sich empor, aber sein Sinn ward nicht mehr unbefangen, die innere Freiheit war gebrochen.

Wie der Wind wieder im Cañon heulte. Alle Augenblicke durch die rohgefügte Hütte streichend, blies er die Kerzen aus. Finsternis umgab ihn, denn er war es müde

geworden, die Lichter immer wieder anzuzünden. Das Dunkel und Schweigen der Nacht erregte seine Vorstellung nur noch mächtiger. Grauen vor dem, was kommen konnte, würgte ihn am Hals.

Wölfe heulten und fauchten. Sie kämpften wohl um ein totes Maultier, das man den Fluß abwärts geschleift hatte. Joe Silver rumorte in seiner Kammer; er fand offenbar, gleich ihm, keinen Schlaf. Da Karl still lag, glaubte Joe, er schliefe. Halblaut redete der Krüppel mit sich selber, hielt Selbstgespräche mit den Bildern. „O Mary, Ethel, Peggy. Warum blickt ihr mich so spöttisch, so verächtlich an? Ihr werdet aufhorchen, wenn ich auf meine Taschen schlage. Ha! wie es klingt! Wie es lockt, das Gold. Papagenos Zauberglöckchen. Schöne Papagenen hört! Ich lasse eine Spezialwage herstellen in Chikago, ich werde ein Stück Gold daransetzen. Darauf wird man von einem Millionstel Gramm bis zu einem Berg wiegen können. Da lass' ich auch euch alle wiegen. Mary! Ethel! Peggy! Mit Gewichten von gediegenem Gold. Soviel ihr wiegt, dürft ihr Gewichte nehmen. He! Mary! Da kämst du wohl am besten weg, denn du wiegst am meisten von allen. Mary Gould, Peggy, ihr holden Porzellanfigürchen. Nippsächlein auf chinesischen Lacktischchen, ihr würdet trotzdem noch genug kriegen. O Peggy Tudor! Dich werde ich mit Perlen aufwiegen; für dich wäre Gold zu gemein. Eine Jacht will ich dir schenken, schöner als die von Vanderbilt und Astor. Etwas, das man seit den Tagen der Dogen von Venedig in der Welt nicht mehr sah. Ich sag' euch allen — Joe Silver ist ein Kerl, den ihr erst kennenlernen müßt. Mit dem nötigen Berg Gold kremple ich die Welt um."

Besorgt rief Rainer ihm zu: „Silver! Joe! Was redest du da? Bist du verrückt geworden?"

Joe blieb eine Weile still, als erwache er langsam aus einem Traum. Dann lachte er laut und klagte: „Ach, Karl! Man ist so einsam und gottverlassen in diesem elenden Loch, daß man sich Illusionen machen muß, um über den Jammer wegzukommen. Und hör' mir da, wie die verfluchten Wölfe draußen wieder heulen. Warum hat man das Maultier nicht besser begraben oder weiter den Fluß hinabgeschafft? Nun sieh, da spinnt man sich eben ein wenig in schöne Träume ein. Ein billiges Vergnügen. Man macht sich Illusionen. Freund, trinken wir noch einen Whisky? Nein sagst du? Gut. O diese Wölfe, diese Wölfe, diese vermaledeiten Bestien! Sie nagen mir am Hirn! Gute Nacht, Karl!"

„Gute Nacht, Joe!"

Ein Brief von Elisabeths Mutter war gekommen. Wie sie schwärmte, die alte Dame, von der unvergleichlichen Pracht und Schönheit des Südens. Ob es da viele Palmen gäbe, wo er wohne, auch Datteln, Kokosnüsse und die köstlichen Ananas. Und wie drollig es anzusehen wäre, die Affen an den Lianen turnen zu sehen. Sie ginge jetzt jeden Monat einmal nach dem Zoologischen Garten, der südlichen Tiere wegen. Und die amerikanischen Löwen, Pumas genannt, auch Silberlöwen, müßten doch schlimme Tiere sein, trotz ihrer berufenen Harmlosigkeit. Im Zoologischen Garten wäre ein recht schönes Exemplar, das mächtig fauche und ellenlange Zähne habe. Das ganze Städtchen hätte das Gold bestaunt, das er damals schickte. Man habe es aufbewahrt in einem Kästchen von schwarzem Samt, wo es wunderbar funkele und glänze. Und der Oberlehrer vom Gymnasium hätte das Gold sich kürzlich erbeten, um es den Schülern in der Naturkunde zu zeigen. Aber dann wurde

der Brief ernst. Das geängstigte Herz einer betrübten, besorgten Mutter sprach aus jedem Wort. Elisabeth, das liebe Kind, wäre krank. O, so krank! Sie wolle nichts mehr schaffen, nichts mehr genießen, nur im Lehnstuhl im Garten sitzen, wenn das Wetter es erlaube. Blaß und hager wäre sie geworden und klage über Schmerzen in der Brust. Die Ärzte gäben ihr Pillen und Getränke; alles hälfe nichts. „Lieber Karl," schrieb sie zum Schluß, „immer sitzt sie am Fenster und blickt auf die Straße, ob der Briefträger kommt. Und wenn er vorüberging und nichts brachte, macht sie die Augen zu und sitzt da wie tot. Und sehen solltest Du, wie sie immer wieder das schwarze Kästchen hervorholt und mit den Goldkörnern spielt. Sie ist verliebt in die glänzenden Dinger, weil sie von Dir sind. Wenn Du's sähest, Karl, Du würdest gewiß wieder einmal schreiben. Ich weiß es — Du würdest des Nachts schreiben, wenn Du am Tag keine Zeit findest. Es ist ein Jammer! Sie stirbt uns hinweg, so ganz langsam hinweg. Das ist die Wahrheit. — Auf den Knien bitte ich Dich ..."

Rainer konnte nicht weiterlesen; es würgte ihn im Hals, wie der Griff einer verkrallten Faust. Er stürzte an seinen Schreibtisch und riß einen Stoß Papier aus der Schachtel, als müßte er einen ganzen Band füllen. Er schrieb einen Brief an Elisabeth, in den er seine ganze Leidenschaft und neuerwachte Zärtlichkeit des Augenblicks legte. Während ihm Tränen in die Augen schossen, schloß er: „Ich komme, Elisabeth! Ich komme! Diesmal ganz gewiß; nur ein Weilchen gedulde Dich; ein kleines Weilchen erbitte ich von Dir! Denn sieh, ich ringe und mühe mich doch um unser Glück. Ich kämpfe um die Zukunft, die ich groß und schön träume. Heute größer und schöner denn je. Verstehe mich recht. Ich darf mich

jetzt nicht so sehr den Gefühlen hingeben, weil ich hart kämpfe. Erst wenn ich den Sieg errungen, darf ich ganz Dir gehören! Für diesmal will ich schließen, und küsse Dich ..." Da stockte seine Feder, denn ein Flug unsagbarer Gedanken zog an seinem Geist vorüber. Aber mit gewaltsamer Überwindung vollendete er den Satz — „mit der ganzen Macht meiner Seele!"

Hastig verschloß er den Brief und schickte sogleich den Boten mit der Post nach der Stadt, als wollte er das Geschriebene unwiderruflich machen.

Als der junge Mensch langsam die Schlucht hinaufritt, blickte Rainer ihm nach, bis er hinter den Felsen verschwand. Müde, als hätte er eine große Arbeit getan, ließ er sich am Tisch nieder und legte den Kopf auf die Hand. Er fühlte, daß ein neues Schicksal seine schwere Hand ihm auf die Schulter gelegt hatte.

„Karl, Karl," rief Silver im Nebenraum, „komm doch endlich an den Tisch! Die Suppe wird kalt."

Schweigend setzte sich Rainer zu ihm.

„Wieder mal einen brummigen Tag, Karl? Es ist ja schrecklich mit dir, alle Tage zugeknöpfter. Wenn ich nicht zuweilen ein wenig plaudern und Späße machen möchte, ginge es hier zu wie unter Schatten. Also, der alte Tomas ist gestorben? Aufgehängt im Gefängnis. Warum hast du mir das nicht gesagt? Ich mußte es so hintenherum erfahren von dem Jungen, der uns die Milch vom Rancho del Valle bringt. Guter, alter Knopf! Well, well, well! Das sollte dich nicht niederdrücken, Butterherz. Sag' mal, wie geht es denn Guadalupe? — Wunderlicher Kauz, der du bist. Bläst der Mensch wahrhaftig seine Suppe, die schon kalt wie Spülwasser ist. Du schweigst? Die ganze Unterhaltung muß ich wieder allein führen."

„Silver, iß! Du bist immer noch bei der Suppe vor lauter Schwatzen."

„Freue dich doch, daß wenigstens ich noch ein wenig plaudern mag."

Er löffelte eine Weile, um gleich wieder im Gespräch fortzufahren. „Wie du die schöne Guadalupe gefunden hast, ganz wie im Roman. So recht aus Donner und Blitz und Hagelwetter heraus. Statt in die Schlucht hinab, zur Hölle, so mitten in Mädchenarme hinein. Mensch! Du schneidest ja den Schinken mit dem Messerrücken."

„Iß, Silver. Ich nehme dir noch allen Schinken weg, wenn du dich nicht beeilst!"

„Iß nur, Bruder, es ist noch mehr im Schrank."

Karl legte Messer und Gabel hin und erhob sich.

„Was, schon fertig? Wieder einmal so gut wie nichts genossen. Da wundere dich nur nicht, wenn du so mager wirst."

„Ich habe heute keinen Appetit, Silver," sagte Karl und ging hinaus, pfiff dem Knecht und befahl, das Pferd zu satteln.

Dort lag die Hütte wieder vor ihm. Ein wenig Rauch kräuselte darüber. Klein und unscheinbar lag sie in der riesigen Welt, und doch spannen sich von ihr aus Fäden weit über das Meer. Winzig klein und doch groß genug, eine Welt von Gedanken in Bewegung zu setzen. Fast grimmig lenkte er sein Pferd, das schnaubend vorwärtsstampfte. Er hatte seinen Hut vom Kopf gerissen, um die kühle Luft an seiner heißen Stirn zu fühlen. Das langgewachsene Haar flatterte ihm wirr ums Haupt. „Ein Tor, das sich nicht öffnen will, wenn das Haus brennt, muß zerschmettert werden. Biegen oder Brechen! So oder so. Die Seele muß Ruhe finden."

Guadalupe, die ihn am Gartentor empfing, rief erschrocken: „Wie bleich du bist! So hab' ich dich noch nie gesehen. O Liebster, meine Seele, was ist mit dir geschehen? Bist du krank? Hast du ein Gespenst gesehen? Setze dich hier auf die Bank; du wankst wie ein Verwundeter. — Wie du mich erschreckst! — Komm, komm! Da, auf die Bank unter dem Piru, laß dich nieder! Was ist mit dir, mein Leben?"

„Nichts, nichts! Ein wenig unwohl!"

„Sag' mir doch, wie ich dir helfen kann? Ich gäbe ja gern mein Leben für dich. Soll ich singen? Dir etwas Gutes kochen? Die schönen Kleider von Yukatan anziehen?"

Sanft und zögernd, wie man etwas Gefährliches anfaßt, umschlang sie seinen Hals.

„Sei fest, Karl Rainer! Bleibe fest, nur diesen Augenblick!" Übermächtig kämpfte er gegen das erliegende Herz. Sie küßte ihn. Aber der, der heute das Bild einer anderen geküßt, mit der ganzen Inbrunst seiner Seele, vermochte nicht, seine Nerven zu beherrschen. Zwar er wehrte ihrem Kuß nicht; er vermochte es nicht. Doch sie mit dem feinen Instinkt des natürlichen Geschöpfes fühlte den Widerstand seines ganzen Wesens. Ihre Hand auf die Augen legend, ließ sie sich neben ihm nieder. Jetzt kam es — sie fühlte es — er war gekommen, um es ihr zu sagen, was sie schon lange fürchtete: Ich will fort! Ich muß ins andere Land, das nie deine Heimat werden kann.

Mit festem Willen begann er: „Guadalupe, ich muß mit dir sprechen. Darum bin ich ein wenig bleich. Es ist hart, was ich zu sagen habe. Fasse dich!"

„Ich bin ganz ruhig."

„Ich kann nicht mehr lange hier leben."

Entsetzt sah sie ihn an. Kein Laut kam über ihre Lippen. Sie stürzte auf die Erde und umklammerte schweigend seine Knie.

Er fühlte die Umklammerung ihrer Hände sich lösen. Sie suchte sich zu erheben; er richtete sie empor. Sie blickte mit offenem Mund und weiten Augen über sich, daß es wie eine überirdische Erschütterung auf ihrem Antlitz lag.

Sie hatten sich nichts mehr zu sagen. Jedes Wort war zu viel, das sie nun sprachen. Schweigend standen sie da.

Er fühlte die Unmöglichkeit, nebeneinander sitzen zu bleiben wie Statuen. Er mußte gehen, denn hier gab es weder Trost mehr noch falsche Rede. Mit eigener Kraft mußte nun jedes die Last aufnehmen, die zu tragen war. Jetzt mußte er fort. Wie aber konnte er gehen, ohne hart zu scheinen, da das Härteste ausgesprochen war? Einen Kuß noch nach diesem Bekenntnis wäre Lästerung. Und doch durfte er ihr nicht den Rücken kehren und gehen. Er erinnerte sich, daß er in seiner Tasche, an einem Bändchen befestigt, ein Medaillon trug, das er von durchreisenden Händlern kürzlich für sie gekauft hatte. Er trug es schon ein paar Tage bei sich und hatte das letzte Mal vergessen, es ihr zu geben. Das nahm er nun hervor. Es war ein silbernes Medaillon mit dem Bildnis ihrer Namenspatronin, der Jungfrau von Guadalupe. Er legte das Medaillon über ihr demütig geneigtes Haupt um ihren Hals. Dann hob er ihre Hand empor und küßte sie in Schauern der Ehrfurcht. Sie blickte ihn klar und dankbar an. Da ihn die zurückgehaltenen Tränen zu ersticken drohten, und alte Liebe auszubrechen drohte, wandte er sich rasch um und ging.

Sie saß auf der Bank, die Hände in den Schoß gelegt,

unbeweglich. Von dem schwarzen Trauertuch halb verhüllt, war ihr Gesicht gelblichweiß wie alter Marmor. Sie schaute dem Reiter nach, der langsam und schwer über die Llanos ritt, immer kleiner werdend, bis er im Cañon verschwand. — Er war fort!

Die Abendschatten huschten über Tal und Berge. Die hohen Sierras ragten feurig zum Himmel. An der Westseite des Gipfels von El Rey schienen die Wälder zu brennen. Um die Riesengestalten der Enamorados, bläulich und violett am goldgelben Himmel stehend, schwebten noch die Geier, vom Licht der untergegangenen Sonne vergoldet, und zogen goldene Kreise um die erhabenen Gestalten. Heute kam die hundertjährige Nacht, da ihr menschliches Herz aufs neue leben durfte.

Das Zwielicht umwitterte die schwarze Gestalt Guadalupes unter dem Piru. Die Erde war im Augenblick grau und farblos geworden. Am Himmel waren die letzten Spuren des Lichtes, und unter ihm ballten sich die ungeheuren, schwarzen Schattenmassen der Gebirge. Aus den Llanos stiegen graue Dünste. Durch die Dämmerung, den Weg von den Ruinen her, kam Guadalupes Mutter, müde und langsam. Sie trug ein Bündel Kräuter unter dem Arm.

„Töchterlein, liebes Kind, bist du wieder traurig? Ich konnt' es nicht mehr mit ansehen, wie du leidest. Da bin ich gegangen, das Kraut Amor Eterno zu suchen. Auf den Gräbern waren schon alle vertrocknet, aber ich fand sie noch frisch in einer Zelle, wo der Moder den Boden feucht hielt. Wir tun es ihm in die Speisen."

„Mutter! Amor Eterno hilft nicht mehr! Es ist alles aus. Er ist fortgegangen."

„Wie Gott es will!" Die Mutter legte das Kraut weg und setzte sich neben ihr Kind, barg den Kopf der Tochter

an ihre Brust und zog ihr Kopftuch dicht über beide. So hörten und sahen sie nichts von der Welt.

„Mutter,“ sagte Guadalupe nach einer Weile, „können wir nicht fortgehen von hier?“

„Wir hätten schon längst zu den Verwandten nach Oaxaca ziehen sollen. Aber du wolltest nicht.“

„Ich durfte nicht. Ich mußte in seiner Nähe bleiben. Er brauchte mich.“

„Braucht er dich nun nicht mehr?“

„Nein, Mutter. Nein.“

„So bist du nun bereit?“

„Können wir morgen fort?“

„Es ist eine kurze Frist. Aber wenn wir den ganzen Tag fleißig packen, können wir am Abend gehen. Die Tage sind schon zu heiß und trocken. Wir würden in der Abendfrische reisen, in Teilen der Nacht und am Morgen. In einer Woche können wir in Oaxaca sein, so Gott will. Was wir mitnehmen müssen und können, laden wir aufs Maultier, und wir reiten auf Eseln. Sie gehen langsam, aber sicher.“

Es war völlig Nacht geworden, aber sie saßen noch lange unter dem Piru in tiefem Schweigen.

Früh am nächsten Tage rüsteten sie sich zur Reise. Hochbeladen stand das Maultier am Abend, denn sie wollten so wenig als möglich von den alten, lieben Dingen zurücklassen. Immer wieder trug die Mutter etwas heran, das auch noch mit sollte. Aber es war unmöglich, und traurig mußten sie vieles wieder an seinen Platz zurückstellen.

„Wenn wir doch den Garten mitnehmen könnten, Mutter. Nichts verlasse ich so ungern wie meine Blumen; sie müssen nun alle zugrunde gehen, da niemand sie

tränkt, und einige sind schon fünfzehn Jahre alt und mit mir aufgewachsen. Die Feigen werden umkommen und der Piru. Vielleicht halten sie's noch einen Sommer aus ohne Pflege, aber einen Winter nicht mehr."

Sie packten Nahrung in einen Sack. Wasser gab es überall, und die Mutter kannte den Weg. Sie war in jüngeren Jahren, als Guadalupe noch klein war, zweimal mit Tomas nach Oaxaca zu seinen Verwandten gefahren. „Kind," sagte sie, „wo wir nun hinziehen, ist es noch viel schöner als hier. Die Welt ist so groß, warum einen einzigen Platz über alles lieben? Am Ende bleibt uns doch nur ein ganz kleines Plätzchen. Dort, wo wir nun hinziehen, gibt es keinen Winter, und der Sommer ist nicht so wild wie hier. Dort wachsen Palmen, Zitronen und Orangen. Wie wirst du staunen. Die Blumen blühen das ganze Jahr ohne Pflege, und einige werden so groß, daß die Kinder sie wie Mützen über den Kopf stülpen, wenn sie spielen. Du sahst solche Blumen noch nie. Und wenn die Bougainvilleas blühen bis hoch unters Dach, glaubst du, die Häuser stehen in Flammen. Auch Kaffee wächst dort. Wie wirst du schauen! Und Ruinen sind dort noch viel ältere als diese hier. So alt sind sie, daß niemand weiß, wer darin wohnte. Und überall ist Wasser, Quellen, Bäche, Flüsse; und riesige Zypressen wachsen dort. Die alten Könige sollen sie noch gepflanzt haben, als unsere Rasse noch Könige und Kaiser und große Herren hatte."

Die Tochter hörte zu und ließ sich gern vom Gespräch der Mutter über den Schmerz des Scheidens hinwegtäuschen.

Nun waren sie fertig. Auf dem Herd brannte das Feuer; zum letztenmal genossen sie das Abendbrot in der alten Heimat. Im letztenmal knieten sie in der Hütte

und beteten. Guadalupe brachte aus ihrer Kammer das ewige Licht, füllte es noch einmal mit Öl und stellte es an einen geschützten Platz. Das durfte nicht ausgeblasen werden; es mußte von selbst verlöschen. Es brannte noch mit demselben Feuer, das sie vor vielen Jahren vom Altar des Kirchleins zu Tlaloc mitgebracht hatte, als der Bischof von Tulancingo sie konfirmierte. Das ewige Licht war ihr Stolz gewesen; nun mußte es ausgehen.

Die Mutter war schon auf ihr Tier gestiegen, aber Guadalupe lief immer wieder zurück und breitete verzweifelt die Arme nach den Dingen aus, die sie da lassen mußten. Immer wieder lief sie in den Garten und sah nach den Blumen, die nun verkommen mußten.

„Tochter! Tochter!“ mahnte die Mutter dringend. „Komm nun, es muß sein. Die Sonne geht schon unter, und denke, auch anderswo wachsen Blumen!“

Erschüttert sank sie noch einmal vor der Tür nieder und küßte die Schwelle. Dann bestieg auch sie ihr Tier, und langsam ritten sie fort. Sie zogen nach Südwesten, in den feierlich glühenden Abend hinein.

Ein Hahn, den sie nicht mehr fangen konnten, kehrte zurück, setzte sich ins offene Fenster und schlief. Aus dem Kamin stieg noch Rauch, der immer schwächer wurde.

Am nächsten Morgen, als die Sonne aufging, krähte der Hahn; er krähte zwei Tage lang, dann wanderte er hungrig in die Llanos hinaus. Zwei Tage, zwei Nächte und noch eine halbe Nacht flackerte in der Hütte eine Flamme; dann erlosch sie. Das ewige Licht war ausgegangen.

Nach einigen Tagen raffte sich Rainer aus seiner schweren Niedergeschlagenheit auf. „Ich bin schon ein wenig ruhiger. Gewiß ist es auch bei ihr so. Wie heilsam

ist doch die Zeit. Aber jetzt muß ich hinauf und ihnen helfen, wo ich kann."

Wie still die Hütte dalag! Die Tür und alle Fenster waren offen. Vögel flogen ein und aus. Sollten sie nach Tlaloc gegangen sein? Er trat ein und begriff sogleich. Nein, nach Tlaloc waren sie nicht gegangen. Viel weiter fort. Nach Oaxaca. Aber wo in Oaxaca würden sie nun wohnen? Wo, in dem entlegenen Land, würden sie zu finden sein, das so groß wie Deutschlands ganzer Süden ist? „Sie sind verschollen!" sagte er traurig. Verstört irrte er in der leeren Hütte umher. Da standen überall noch Töpfe und Geräte, all der primitive Hausrat mehr als zwanzigjährigen Schnitzens und Fügens von Don Tomas. Alles war reinlich, überall noch der Geist der Ordnung sichtbar, denn noch kein Mensch hatte das verlassene Haus betreten, seit sie gingen. Guadalupes Altärchen stand noch da; Goldpapier und Flitter glänzten. In tönernen, grellbemalten Vasen welkten ihre Blumen. Die rohe Gipsstatue der Jungfrau von Guadalupe faltete vergessen ihre Hände in einer Ecke.

Dort stand noch das blau gemalte Gestell des Bettes. Ermattet an Leib und Seele, setzte er sich noch einmal auf die Bank unter dem Piru. „Freiheit! Freiheit! Welch einen Preis zahlen wir Menschen um dich!"

Aus grenzenloser Schwermut langsam erwachend, kehrte er nach Felicidad zurück. Sein Märchen war aus.

Aber das Leben drängte. Durchlaufen wollte es sein. Mit neuem Willen und verdoppelter Kraft begann er die Arbeiten im Schacht, daß Silver ganz erstaunt war. „Karl, Karl, es geht vorwärts. Ha, ich wollte nur, jemand erfände einen Sprengstoff, um ganze Berge in die Luft zu blasen. Das Dynamit zersprengt so langsam die Felsen. Da, sieh doch, die prachtvollen Kristalle wasserheller

Silika. Dies hier ist Barium. Und immer größer die Höhlungen! Immer mächtiger die Metallsäcke!"

„Aber es ist leider immer wieder nur Galena. Aber was nützt uns Blei?"

„Der Fall ist genau so wie im ‚Kaiman'. Auch dort war ein Hut von Blei über dem Gold und Silber. Ich sage dir, es wird eine Bonanza großen Stils herauskommen. Wir werden gar nicht wissen, wohin mit all dem Reichtum. Galena ist ein günstiges Zeichen. Jeder Schuß kann es nun bringen. Ich sage dir, wir plumpsen eines Tages in natürliche Schächte von Gold, daß uns Hören und Sehen vergeht."

Sie bohrten und hämmerten, von ihren Illusionen in immer größere Sicherheit gewiegt, aber die harte Arbeit lohnte sich kaum mehr. Sie achteten es nicht, solange noch Geld in der Kasse war, die Arbeiter und Auslagen zu bezahlen. In blindem Vertrauen wühlten sie sich weiter in die Erde hinab, denn kein Glückspiel erreicht jene unwiderstehliche Macht wie das Spiel um die freien Schätze der Erde. Was sind alle Tragödien der Spielhöllen gegen die Katastrophen der Wildnis! Wer zählt alle jene, deren Gebeine in den Einöden unerforschter Regionen bleichen? Sie alle waren kühne, unternehmende Männer, die das Glück ehrlich und männlich zu erobern suchten. Auch sie arbeiteten fieberhaft, aber sie fühlten, lange durfte es nicht mehr dauern. Ihre Kraft ging zu Ende, und die Mittel wurden spärlicher.

„Ja, die Zeit läßt Gras wachsen!" dachte Karl. „Wie liegt mein Abenteuer doch schon so fern. Wo mag Guadalupe nun weilen? War's nicht wie ein Märchen? Ein Märchen süß und bitter zugleich! Und eines ist dem anderen nun versunken und verschollen."

Aber Neues wartete auf ihn. Nicht aus dunklen Tiefen

urgewaltig hervorbrechend, aber wie aus lichtem Himmel winkend — Elisabeth!

Sie hatte seinen Brief erwidert, ihm geschildert, wie es Mai geworden war in der Heimat, wie es blühe, in ihr und rings um sie her, auf der ganzen Erde. Wie die frohe Mutter sie auf eine Rheinfahrt mitgenommen und es nur bedauerte, daß an seinen Ufern keine Palmen wüchsen. Da jubelte eine Seele über den Wiedergewonnenen, den Heimkehrenden. „Wie lang, wie lang hast Du mich warten lassen! Aber das ist so Männerart. Kämpfend, erwerbend, in der Flut immer neuer Gestalten, was können wir Euch sein, wir Frauen? Eine Zuflucht, Erholung, wenn Ihr müde seid. Und wie dürften wir erwarten, daß es für Euch nicht wichtigere Dinge gäbe, als was uns so erscheint. Ihr könnt uns anzünden wie Kerzen, wenn es dunkel ist, und auslöschen, wenn die Sonne scheint. Daß wir uns grämen, ist nicht Eure Schuld. Alles vergebe ich, alles begreife ich, noch ehe Du es mir gesagt. Ich will geduldig sein, nicht mehr klagen. Ich vertraue auf Dich! Kämpfe, wie Du das Leben verstehst; ringe um das, was Dir als Ziel erscheint. Ich bin zufrieden, daß Du mich wieder einmal küßtest. Als einer, der siegte, komme zu mir, und ich bin glücklich."

„Ja!" rief Karl, als er den Brief gelesen. „Ich kämpfe, bei Gott! Und als Sieger will ich heimkehren. Dann lege ich dir zu Füßen alles, was man da draußen erringen kann: ein geläutertes Herz und Gold."

Über dem Hochland von Tlaloc brütete immer noch die Sonne, während in anderen Zonen der Frühling Leben über die Erde goß. Im Cañon zitterte die Luft wie Dampf; über braune Flächen trieb der Staub in Wirbeln, die glühenden Massen der Felsengebirge erhitzten

die Winde, daß sie wie Feueratem in die Höhe stiegen und den blauen Himmel weißlich verfärbten. Mit Riesengewalt kam der Sommer nun. Der überhitzte Kontinent saugte an den Ozeanen, daß sie von Ost und West ihre Wolkenmassen über die durstigen Länder ergossen. Donnerstürme brausten und krachten mit wütender Gewalt in die echoreichen Gebirge. Durch den Cañon wälzten sich die braunen Hochwasserfluten von El Rey herab. Der Sommer im Hochland von Tlaloc war wie ein wütender Riese. Aber es wurde stiller und stiller, und aufs neue kam mit dem Herbst das ruhige Atmen einer gesicherten Fruchtbarkeit.

Unbekümmert um Gewitter und brausende Wasser wühlten die Männer im Schacht von „La Felicidad". Der Knall des Dynamits war gegen den Donner nur wie das Geräusch einer berstenden Schote. Noch waren die Höhlen voll Gold nicht gefunden.

„Wir graben und graben, und wenn es bis in die Hölle hinabgeht. Der Stoff ist im Berg," war bei Silver zum täglichen Spruch geworden.

Rainer waren jedoch längst schwere Zweifel gekommen; nagende, quälende Zweifel, die er sich nicht einzugestehen wagte. Ihm war es recht, wenn der durchaus überzeugte Silver ihm immer wieder geologische Angaben machte über die Formation der Gebirge, die Theorie der Erzlagerstätten, die verschiedenen Arten von Silikaten, Kalkstein, Feldspat, Sulfaten, Karbonaten, Sulfiden und Chloriden. Er suchte nach guten Zeichen und fand solche in Menge. Die Möglichkeit, auf eine Bonanza zu stoßen, war für ihn immer noch groß. Rainer ward von dem quälenden Gedanken gemartert, nach zweijähriger, fast übermenschlicher Arbeit alles aufzugeben, während vielleicht doch noch ein Schuß das reiche Blatt oder die Ader

aufdecken konnte. Und jeder Schuß, den sie lösten, war ein Schicksalschuß; jeder Meter, den sie tiefer kamen, war der Meter, der gerade noch fehlte. Die Ader wurde breiter und breiter. Aus der Verzweigung wurde ein solider Stamm, der mächtige Anschwellungen bildete. Es war ein Funkeln und Glänzen, das sie fast blenden wollte. Aber es fand sich kein Gold; es war nur Schwefeleisen und Galena. Und in dem Maße, wie sich das Blei vermehrte, verschwand das Gold. Das Blei schien es verschluckt zu haben. Was in den dünnen Röhren, nahe der Oberfläche, äußerst konzentriert erschien, war nun in der Masse des Bleis enthalten, aus dem es sich nicht lohnte, das Gold zu scheiden. Ein Reichtum an Bleierzen ruhte in dem Schacht und war doch so wertlos wie ein Gebirge von reinem Eisen im Innern Afrikas. Der Transport nach der mehrere Tagereisen entfernten Eisenbahnstation hätte sich nicht gelohnt; nur äußerst wertvolle Metalle, wie Gold und Silber, konnten hier Reichtum bringen.

Seit Monaten gruben sie sich durch Blei, und mit Schrecken sah Karl, daß der frühere, nicht geringe Gewinn nahezu wieder aufgebraucht war. Einen Monat lang vermochten sie es noch auszuhalten. Er wagte nicht, mit Silver davon zu reden. Der grub und wühlte und sprach von Karbonaten, Chloriden, Arsen- und Telluriumverbindungen. Um alles andere kümmerte er sich nicht mehr. Silvers Galerie war nun vollständig; da kein Platz mehr an der Wand war, blieben die Bilder unausgeschnitten in den Zeitschriften, und das Mehl wurde nicht mehr zu Kleister verbraucht.

Von Tag zu Tag wurden die Kameraden schweigsamer; selbst Silver verlernte beinahe das Sprechen. Eine Art Stumpfsinn hatte sich seiner bemächtigt, denn

die Anstrengungen, die er machte, die Wut, mit der er sich auf die Felsenmassen stürzte, die ihm den Weg zum Gold verwehrten, waren fast übermenschlich. Er arbeitete nun häufig über die Tagesstunden noch allein im Schacht, und man hörte oft um Mitternacht noch das dumpfe Rollen der Sprengungen im Berg. Er verbrauchte große Massen Dynamit.

Immer mehr sank Rainers Mut. Blei, Blei in Massen! Aber das Gold war verschluckt vom Blei. Es war möglich, daß jeden Augenblick ein neuer Aufbau des Erzlagers zutage treten konnte. Zirkulierende Wasser aus den Felskontakten und Verwerfungen mochten das Schwefelblei und Eisen gelöst und fortgeführt und nur das unlösliche Gold in mächtigen Ansammlungen zurückgelassen haben. Es war eine Marter. Die Erfüllung so nahe, und immer wieder zurückweichend, wenn man einen Meter oder Fuß weiter vorgedrungen war.

Karl war körperlich und geistig erschöpft, Silver stumpfsinnig. Die Anstrengungen gingen über ihre Kräfte. Da die Bestände der Kasse immer mehr zusammenschmolzen, mußten sie den größten Teil der Leute entlassen und die Arbeit selber verrichten. Nur noch sieben Leute waren da.

So war es Oktober geworden. Eines Mittags, nach den Sprengungen, die sie besonders tief und mächtig angelegt hatten, brach Rainers Widerstand zusammen. Es war Blei und blieb Blei. Seine Füße wollten ihn nicht mehr tragen; er mußte sich ermattet auf die noch rauchenden Felstrümmer setzen. „Silver! Lassen wir's bleiben! Wir halten uns ja zum Narren.“

„Wir graben weiter! Und wenn es bis in die Hölle hinabgeht! Der Stoff ist im Berg!“ rief Joe und kroch in den Sprengkrater hinab, mit Laterne, Spitzhammer

und Vergrößerungsglas bewaffnet. Karl stieg wie halbbetäubt die sechzig Meter hohe Leiter zu Tag.

Es war aus. Der Traum von Gold und Reichtum war vorbei. Er war ein Bettler! Vorbei der Traum von Villen und Schlössern, von schönen Statuen und Gärten. Der Kampf war nicht gewonnen. Was nun? Hier war nichts mehr zu retten. Die Maschinen, die paar Vorräte, die noch da waren, damit konnte man nicht den Transport nach der Stadt zum Althändler bezahlen. Alles war verloren! Sein Pferd, seine Reisetasche und was er auf dem Leib trug, war alles, was er noch besaß.

Das war alles, was ihm von sechs Jahren der Arbeit und Entbehrungen in der Fremde geblieben. „Elisabeth! Wenn nun du nicht wärest, dann wäre ich ein Bettler! Ohne an dich zu denken, würde ich vielleicht wahnsinnig. Zwei Jahre in Schmutz und Finsternis unter der Erde, und alles vergebens!"

Sehnsucht erfaßte ihn, sie an sich zu drücken und in ihre guten, klugen Augen zu blicken. Ja, sie würde auch hier Rat wissen, Trost finden. Und nun konnte er wieder nicht heimkehren. Nicht einmal das Reisegeld besaß er mehr. Nicht einmal ganze Kleider auf dem Leib. Eine neue Anstellung zu finden, mochte ein halbes Jahr dauern.

Reisegeld und ganze Kleider, das war nun sein neues, nächstes Ziel. „Reisegeld und ganze Kleider, und dann heim zu ihr. Und wenn es auch als Bettler wäre! Ich will meine Scham unterdrücken und allen Spott ertragen, wenn ich nur dich besitze, Elisabeth. ‚Ihr könnt uns anzünden wie Kerzen, wenn es dunkel ist.' — Wie wahr sind diese Worte!"

Die Nacht stand über dem Cañon. Finsternis hatte allmählich den Grübelnden umfangen, der sich die Lippen

zernagte. Er hatte seinen Kopf auf die Tischplatte gelegt, schmerzlichen Gefühlen überlassen, die wie ein Sturm sein Hirn zerwühlten. Nur der Gedanke an Elisabeth wirkte noch wie ein Licht in ihm.

Silver arbeitete wieder über die Zeit. „Ich muß es ihm so schonend als möglich beibringen. Was soll aus meinem armen Kameraden werden? Im Stich lassen darf ich ihn nicht."

Er zündete die Lampe an und ging allein zum Abendbrot, das sie stets in Silvers Bude verzehrten. Wie Joe die armselige Hütte geschmückt hatte! Völlig bedeckt war sie mit den Bildnissen schöner und berühmter Frauen: Damen der hohen Gesellschaft, Multimillionärstöchter und -gattinnen, Bühnensterne, Reiterinnen und Tänzerinnen. Und darunter hingen wie auf Ehrenplätzen Venus und die Toteninsel Böcklins.

Karl ging nach dem Essen wieder in seinen Raum und ließ in Silvers Kammer die Lichter brennen. Er mußte doch bald kommen. Aber Joe hatte im Schacht noch ein Loch gebohrt und eine gewaltige Sprengung vorbereitet. Es krachte auf einmal im Berg, daß die Erde zitterte. „Wenn er doch kommen wollte. Es geht ja bald gegen Mitternacht!"

Nach einer Weile hörte man draußen schwere Schritte und das Klirren der Stahlschienen. Endlich kam Silver. Dann gab es ein Geräusch in Joes Bude, als ob ein harter, schwerer Gegenstand auf die Erde geworfen würde. Karl eilte hinein.

Da stand Silver vor seinen Bildern, den zerschmetterten Fuß in der Pose eines Triumphators auf einen vollen Sack gesetzt, die Hand wie zu militärischem Gruß an den Kopf gelegt. Laut rief er: „Es ist geschafft! Hört es alle. Joe Silver ist nun euer Kaiser! Ha! Ihr lacht nicht

spöttisch mehr? Ihr spitzet alle euren süßen Mund. Ein Augenblickchen, ein Augenblickchen, Schöne. Jetzt wartet ein wenig auf Sir Joe Silver. Lange genug habe ich auf euch gewartet. Ich gehe nur schnell in den Barbiersalon von Bols und Samson, Broadway siebenhundertund-neuneinhalb! Um tausend Dollar machen sie mich da zum Achilles — ja, Achilles! — Auch den haben sie ins Bein geschossen."

„Silver! Joe!" rief Karl erschrocken, „was machst du da? Bist du irr geworden?"

„Ha! Compañero! Bist du's? Jetzt kannst du der Tochter Montezumas, deiner Königin von Saba, Elefanten, Kamele und den Tempel von Jerusalem mit Salomos ganzer Weisheit kaufen! Jetzt ..."

„Silver — Silver, bist du denn verrückt?"

„Nein! Sir Charles Rainer. Hier, da schau, was der letzte Schuß gebracht hat. Kolossal! Alle Erwartungen übersteigend!" Er griff in den Sack und hob triumphierend ein Stück Erz hoch. Es war Galena mit eingesprengten Kristallen von goldigglänzendem Schwefelkupfer. „Kolossal! Der ganze Berg ist aus Gold! Gold in Verbindung mit Tellurium! Kalaverit! Tellurisches Gold! — O, Peggy Tudor, da schau! Das ist der Stoff, den ich für dich suchen mußte. So zerbrechlich, wie du bist, Peggy — grausam wie eine Tigerin hast du mich nach dem Stoff da gejagt. Er ist gefunden! Das Goldene Vlies ist erobert! Ich hänge es dir um die Schultern, o Peggy Tudor. Jetzt geh' ich nur schnell zu Bols und Samson, Broadway siebenhundertundneuneinhalb. Es ist mir Präriegras auf dem Leib gewachsen. Dann, auf ins Kapitol zu Washington. Man erwartet den Präsidenten, den Kaiser Amerikas!"

Entsetzt sah Rainer, daß sein Kamerad wahnsinnig

geworden war. Inzwischen war an der Tür zu seinem eigenen Raum mehrmals geklopft worden; da niemand öffnete, klopfte es nun so stark, als wollte jemand die Hütte zertrümmern.

Karl mußte den Irrsinnigen lassen, um nachzusehen, wer so ungestüm Einlaß begehre. Er lief in seinen Raum zurück und öffnete die Tür. Einer der Arbeiter stand davor; hinter ihm, im Dunkel, noch eine Gestalt. „Don Karlos," sagte der Mann, „ich glaubte, Sie schliefen schon, ich mußte aus Leibeskräften klopfen. Da ist eine alte Dame angeschlurft gekommen wie die wahre Nachteule und verlangt Sie zu sehen."

„Was will sie? Laß sie hereinkommen."

„Vorwärts, Señora!" rief der Mann hinter sich und ging fort.

Rainer wich einen Schritt zurück. Die Frau war Doña Juana. In Lumpen gekleidet stand sie vor ihm und stützte sich schweratmend auf ihren Stab. Ihr Gesicht war starr und ledern, von tiefen Furchen durchzogen wie vertrocknete braune Erde. Um ihren Kopf trug sie ein schwarzes abgetragenes Tuch; Strähnen ihres weiß gewordenen Haars hingen ihr wirr ums Gesicht. Wie ein Nachtgeist stand sie vor ihm.

Karl vergaß Silver und nahm die Greisin bei der Hand. „Doña Juana! Mütterchen! Bist du's? — Und sie wartet noch draußen? Versteckt sie sich vor mir? Warum kommt sie nicht herein? Guadalupe hat das Recht, zu mir zu kommen, wann sie will. Rufe sie doch! Warum versteckt sie sich?"

Die Greisin schwieg.

„Sie ist nicht mit dir gekommen? Ist nicht draußen?"

Die Frau schüttelte den Kopf.

„Aber, Mütterchen, so rede doch! Was willst du hier

— so spät in der Nacht? Da, setze dich in den Stuhl, du kannst ja kaum stehen. Hier, dieser da, der ist bequemer! — Aber nun rede, Mütterchen. Wo ist sie?"

Die Frau ließ sich auf den Stuhl nieder und schüttelte zu allem, was er sagte, nur den Kopf.

Im Raum nebenan rasierte sich Silver. Man hörte das Kratzen und Schaben des Messers. „Mister Bols! Mister Bols! Bringen Sie die Dampfmähmaschine heran. Da ist mannshohes Gras gewachsen."

„Silver! Silver!" rief Karl, „sei ruhig, Joe!"

„Hallo! Sir Charles!" rief dieser zurück, „der kleine Mister Bols bearbeitet mein Gesicht. Es ist Gras darüber gewachsen, aber nun wird es gejätet."

„Silver! Silver! Ruhig, Silver!"

„Hallo! Hallo! Sir Charles!"

Karl wandte sich wieder der Greisin zu, die heftig hustete. „Aber so rede doch! Ist denn die ganze Welt wahnsinnig geworden? Um Gottes willen, wie seht Ihr aus! Ist's Euch schlimm ergangen? Geht es ihr schlecht?"

„Nein! nein! — Ich muß erst ein wenig verschnaufen!"

„Mister Bols! Hier in mein Auge, ich hab's in der Schlacht von Felicidad verloren, da setzen Sie mir den Kohinur ein, Sie wissen, den größten Diamant. Aber fluggs! Peggy wartet!"

Die Greisin blickte fragend in die Richtung, aus der Silvers heisere Stimme klang.

Karl griff sich an den Hals. „Es ist — ist mein — Mitarbeiter. Er liest laut — studiert! — So sprich doch nur, Doña Juana!"

Die Frau öffnete das Kleid über der Brust ein wenig und löste vom Hals ein Bändchen, an dem ein Medaillon hing. Es war das silberne Bildnis der Jungfrau, das er

Guadalupe geschenkt, als sie sich zum letztenmal gesehen.

Die alte Frau legte es vor ihn auf den Tisch. „Meine Tochter hat gewünscht, daß ich es Ihnen bringe. Sie meinte, damit Sie ganz ruhig wären und sich nicht etwa grämen. Ich soll sagen, das Gesetz der Geister ist erfüllt!"

„Gesetz der Geister? Welches Gesetz? Was für Geister? Warum kam sie nicht selber? So viel Recht hat sie noch an mich, zu mir zu kommen, wann sie will."

„Mister Bols! Mister Bols! Das Gras muß gejätet werden, und wenn Blut dabei fließt. Mit Stumpf und Stiel muß es heraus. Aber, Mister Bölschen — schneiden Sie mir den Hals nicht ab."

„Silver, sei still! — Doña Juana, nun sagt mir endlich, warum kam sie nicht?"

Die Greisin drehte bedeutungsvoll den Daumen zur Erde. „Sie kann nicht mehr kommen."

Aufspringend ergriff Karl ihre Schultern. „Was sagst du da, Mutter? Sie ist tot?"

„Tot!"

„Mister Bols! Schneiden Sie mir den Hals nicht ab!" schrie Joe.

„Silver! Um Gottes willen, sei still!"

„Hallo! Hallo! Wer ruft da?"

„Wie, wo ist sie gestorben?" rief Karl erschüttert, sich am Tisch stützend. „Erzähle! Wie konnte das starke, gesunde Weib sterben? Was ist geschehen?"

„Ich bin durstig. Kann ich nicht ein wenig Wasser haben?"

„Hier, trinke!" Eilig brachte er Glas und Wasserkrug, und während sie gierig trank, lief er an die Tür, um nach Silver zu sehen. Der war nun fertig mit Rasieren; über

Hals und Wangen lief ihm das Blut von kleinen Schnittwunden, die er sich beim Rasieren beigebracht hatte.

„So, jetzt in die Garnitur von Loui Käs. Sie sollen mal sehen, wie hübsch, wie galant dieser Joe Silver ist. Die ganze Welt verkennt mich. Ha! Weil ich ein wenig hinke? Mit gespaltenem Kopf herumlaufe? Wer Schlachten schlug wie ich, wer in Lepanto, Gettysburg und La Felicidad dabei war! Im Treffen von Kaiman! — Der Degen! Wo ist mein Degen? Der Degen mit dem goldenen Griff. Den Degen her! — Die Wölfe wollen dir was tun, Peggy! O die Wölfe! Die Wölfe! Diese Bestien!"

Karl zog die Tür zu. Aber durch die dünne Wand von Wellblech vermochte man doch alles zu hören, was Silver sprach und tat.

„Du hast getrunken, Mütterchen? Nun erzähle. Tot. Tot. — Wie ist's möglich?"

„Wir sind zu Vaters Verwandten nach Oaxaca gezogen, und die nahmen uns gut auf. Es wäre wohl alles gut geworden, aber sie wollte nicht mehr leben. Sie wollte nicht."

Erregt ergriff Rainer die Greisin bei der Hand.

Wieder drehte die Frau ihren Daumen zur Erde. „Tot."

Nebenan kreischte Joe Silver: „Sieh hier! Das ist Telluridengold. Mit Tellurium kauf' ich dir eine Insel. Dann spielen wir Hero und Leander. Im Schatten der Zypressen wollen wir tanzen! In schattigen Grotten kosen! Komm, küsse mich, Miß Anna Venus, du ..."

„Joe!" rief Karl mit einem Ton, der wie von zerreißenden Stimmbändern kam.

„Hallo! Hallo!"

„Sie ist gestorben, sagst du?"

„Die vielen Kräuter und Medizinen, die wir der Armen

gaben, haben ihr nicht geholfen. Guadalupe blieb krank, wollte nicht mehr leben."

Als sähe sie den wankenden Mann nicht, sprach sie weiter mit einer Stimme und einem Antlitz, die keine menschlichen Gefühle mehr kannten. „In einer Nacht kam ein furchtbares Gewitter. Die Äste eines Baumes, der am Haus wuchs, schlugen im Sturm gegen das Fenster ihrer Kammer. Klirrend fielen die Scheiben herein; Sturm und Wasser stürzten nach, wirbelten alles in der Kammer durcheinander und bliesen das Licht aus. Da verlor mein armes Kind den Verstand. Sie schrie: ‚Die Geister! Die Geister!' Sie stürzte sich auf ihren Knaben und erwürgte ihn. Ach, er war so hübsch und nur ein paar Tage alt."

Karl wich vor der Frau bis in einen Winkel der Hütte zurück.

Die Greisin rührte sich nicht. Sie blickte wie eine Mumie geradeaus. Dann griff sie wieder nach dem Wasser und trank.

Grölend sang Joe Silver — „Junge, schöne Mädchen, die muß man lieben, wenn man sie einst heiraten will! Nun seht mich an! Der vollendete Gentleman! — Peggy! Deine Nachbarin, Miß Anna Venus, wirft mir himmlische Blicke zu. Paß auf!"

„Silver!" rief Rainer mit einer Stimme, die vor Wut und Verzweiflung bebte, „ruhig, Silver! Wenn du mich wahnsinnig machst, schlag' ich dich tot!"

Eine Weile blieb Joe still.

Rasch trat Karl wieder auf Doña Juana zu, faßte sie an der Schulter und schüttelte sie. „Wer bist du denn? Eine Hexe? Ein Spuk, der mich quälen will? Ist alles umgedreht in meinem Hirn? Bin ich verrückt und Joe gesund? Sehe ich Gespenster?"

Erschreckt wollte die Greisin sich erheben. „Ihr seid ein roher Mann. Wollt Ihr mich umbringen? Ich will fort!"

„Aber, Mütterchen!" rief Karl, sein Gesicht zu einem Lachen verziehend und sie wieder in den Stuhl niederdrückend. „Nein, nein! Ich bringe niemand um. Keinen Hasen. Hast du noch mehr zu sagen? — Nein, ich bin nicht roh."

Mißtrauisch blickte sie zu ihm empor, doch beruhigte sie sich wieder und fuhr fort: „Dienstboten im Haus haben es erfahren; die haben es herumerzählt. Das Särglein ist wieder ausgegraben worden, und man hat es entdeckt. Doch die Soldaten, die die Obrigkeit schickte, konnten sie nicht ins Gefängnis schleppen; sie war viel zu krank. So hielten sie Wache vor dem Haus, daß sie nicht entfliehe. Und als es die Menge der Leute im Dorf erfuhr, haben sie Sturm geläutet und sich zusammengerottet. Sie wollten das Haus stürmen und alles verbrennen mit uns. Die Soldaten schossen über ihre Köpfe weg, bis sie sich zerstreuten. Guadalupe ging es wieder besser, und die Verwandten drängten, wir sollten fliehen. Meine Tochter wäre sonst gehängt worden. Sie hielten zwei Maultiere bereit, und in der Nacht ritten wir fort."

Die Alte trank Wasser; ihre Zunge war heiß und trocken.

Nebenan spielte Joe Silver mit Gold und warf es wie beim Bolospiel in der Hütte umher.

Rainer saß tiefgebeugt in einem Stuhl und hörte der von keiner Erregung belebten Erzählung der Greisin zu. Seine Seele war so ermattet, daß die Schläge ihn kaum noch trafen. Sein Inneres war zermürbt und wehrte sich nicht mehr.

„Wir ritten Tag und Nacht, und die Anstrengung machte sie wieder sterbenskrank. Sie wußte, daß sie sterben

müsse. Der Tod kroch ihr immer höher zum Herzen hinauf. Sie betete, wenn wir ruhten, zu Gott, er möge ihr doch helfen nur bis zum Friedhof von Tlaloc. Immer wenn es ihr todübel wurde, hielt sie sich am Sattel fest und flehte: ‚Nur bis Tlaloc! Nur bis Tlaloc!' Sie wollte nicht in anderer Erde begraben sein als neben dem Vater. Neben ihm wollte sie ruhen. Sie müsse ihm alles erst erklären; er wäre zu rasch von uns gegangen damals. Er müsse sie auch schützen in der Ewigkeit, denn sonst wartete niemand dort auf sie. Sie kenne dort gar niemand. So sind wir nach sechs Tagen, immer in Furcht und Not vor Verfolgern, auf Umwegen in die Llanos von Apam gekommen. Es war schon dunkel, und wir ruhten am Weg vor einem Dörfchen. Wir hatten noch Lebensmittel und brauchten nicht hinein, und wir fürchteten uns auch. Aber ihr Leiden war jetzt schlimm geworden, und sie fühlte, wie der Tod kam. Sie weinte, daß sie nun doch nicht auf dem Friedhof von Tlaloc neben dem Vater ruhen konnte und in der Fremde begraben werden sollte. Aber ich hatte einen Gedanken und sagte: ‚Liebes Kind! Lebendig oder tot, ich bringe dich zum Vater nach Tlaloc. Das Maultier trägt Totes und Lebendes gleich. In zwei Tagen sind wir da.' Sie küßte mich dankbar, und wir nahmen Abschied. Als sie schon ganz schwach atmete, sagte sie noch einmal: ‚Mutter, nimm mir das silberne Medaillon von der Brust und bewahre es bei dir. Tlaloc ist ja nicht weit von Felicidad; und wenn du wieder dort bist, so frage doch, ob mein Liebster noch im Cañon haust und Gold sucht. Wenn er noch dort ist, gehe zu ihm und sage ihm, ich grüße ihn. Sage ihm, er solle sich nicht sorgen und glücklich sein. Die Geister wären versöhnt. Ich hätte Wort gehalten. Da wäre das heilige Medaillon wieder. Er soll es tragen,

damit er mich nicht ganz vergißt. Das habe ich nicht verdient.' Dann ist sie gestorben. Es tat ihr nichts weh. Sie hörte nur auf zu atmen."

Immer tiefer sank der Mann in sich zusammen. Er hörte die Worte der Greisin wie aus einer anderen Welt herüber. Es war ein Summen in seinem Kopf wie das tiefe Läuten aus Riesendomen. Vor seinen Augen dunkelte es wie im tiefen, lichtlosen Schacht. Das Gestammel seines wahnsinnigen Gefährten hörte er nicht mehr.

„Ich legte mich neben sie und hielt sie warm bis zum Morgen. Und in der Frühe, als ich sie aufs Maultier laden wollte, da sah ich, daß ich nicht die Kraft besaß, den großen, schweren Leib zu heben, wie ich mich auch quälte. Leute, die vorüberkamen, sahen es und zeigten es an. Die Behörden kamen und glaubten, ich hätte sie umgebracht. Sie banden mir die Hände zusammen, daß ich nicht weglaufen sollte. Die Tote zogen sie nackt aus, und als sie keine Wunden fanden, ließen sie mich frei. Sie trugen sie zum Friedhof hinüber, der nicht weit war, und fragten mich nach ihrem Namen, woher und wohin. Das schrieben sie in ein Buch und gingen. Sie nahmen die zwei Maultiere mit als Entschädigung für die Beerdigung und den Advokaten, der das Buch trug. Die Männer, die das Grab machten, verteilten ihre Kleider unter sich und ließen ihr nur das Hemd. Ihre Ohrringe, und was sie an Schmuck an den Fingern trug, rissen sie weg. Da ich es ihnen wehren wollte, schlugen sie mich mit den Stielen ihrer Schaufeln, und ich vermochte nichts. Dann warfen sie sie hinein. Als der Hügel fertig war, machte ich aus Hölzern, die ich suchte, und einem Riemen ein Kreuz und setzte es ihr. Dann bin ich gegangen. Ich wohne nun in Tlaloc und bin wegen dem Medaillon gekommen, weil es meine Tochter so wollte. — Auf den Llanos von Apam

muß sie ruhen, ganz allein. Aber ich will neben dem Vater ruhen in Tlaloc. Dem Fremden hat sie vertraut, und in fremder Erde ruht sie nun."

Karl Rainer war zumute, als stünde er außerhalb der Welt wie ein Geist. Wie ein Raunen, Rauschen und Flügelschlagen riesiger Vögel war es ringsumher. Sinnend blickte er die Greisin an. „Mutter, wie arm und hager Ihr seid! Geht es Euch schlecht?"

„Ich bettle mein Leben zu Ende. Lange wird's nicht mehr dauern."

Karl stand auf, ging an den Kasten und brachte Goldmünzen.

Ihrer Hand, die sie nicht fassen konnte, entfielen sie klirrend zur Erde.

„Kann ich gar nichts tun?" fragte Rainer.

„Mich hungert. Der Weg von Tlaloc bis hierher ist weit. Ich habe mich auch noch verirrt und verspätet. Könnte ich ein wenig Brot und Milch haben."

„Warte ein Weilchen."

Er ging an den Schrank und stellte so viele Speisen vor sie hin, als da waren.

Während sie aß, ging er zu Silver hinüber, der still geworden war. Er lag auf seiner Pritsche und schlief. Den Sack mit seinem Telluridengold hielt er fest umarmt und schmiegte sich an ihn. Karl deckte den Halbentblößten mit einer weichen Decke zu und schloß die Tür hinter sich.

Dann kehrte er zu Doña Juana zurück. „Mütterchen, du bist wohl auch müde?"

„Ja, Herr!"

„Sieh, da ist dein Bett. Mache dir's bequem. Ich habe ein anderes Bett für mich."

Eine Weile sah er sie an; dann nahm er seinen Hut

vom Nagel, sagte freundlich „Gute Nacht" und ging. Draußen rief er dem Knaben, der ihre Wirtschaft besorgte, empfahl ihm, auf die Greisin zu achten, und wenn sie am Morgen gehen wolle, sie erst zu speisen.

Es trieb ihn fort. Er wanderte die Schlucht hinauf, ohne zu wissen wohin, wie ein Nachtwandler. Die Spannungen seiner Seele wirkten wie eine Kraft, die ihn vorwärts trieb. Er fühlte, daß die Bewegung seiner Füße nicht mehr von seinem Willen abhing.

Eine weiche Oktobernacht lag warm und duftend im Cañon, wo die Felsmassen noch die tagsüber aufgespeicherte Sonnenwärme verströmten. Von oben, wie in einen Schacht, fiel das Licht des Mondes, von wandernden, weißen Wölkchen abwechselnd verhüllt und freigegeben. Die wilden Büsche, die Tamarisken, Lianen und Orchideen, die in feuchten Felsenritzen wuchsen, blühten und dufteten. Alle Quellen flossen noch um diese Jahreszeit; funkelnd eilte das Wasser der Schlucht tönend und rauschend von Fels zu Fels. Grillen und Zykaden sangen.

Weiter und weiter in die Einöde, die noch kaum ein Mensch betreten, trieb es den Mann. Wie ein Nachtgeist irrte er verstört in der mächtigen Wildnis. Es war ihm, als zögen Engel ihm nach mit flammenden Schwertern und heilige Lieder singend.

Der Morgen erwachte und badete die farbigen Felsen der Schlucht in Tönen von Gold und Blut. Der Gipfel von El Rey leuchtete als eine ungeheure Flamme. Im wilden Lorbeer sangen die Vögel. Von den Felsenhorsten schwangen sich Falken auf, und glänzende Eidechsen wärmten ihre Leiber in der Sonne.

(Schluß folgt)

Von Hamburg nach Mexiko

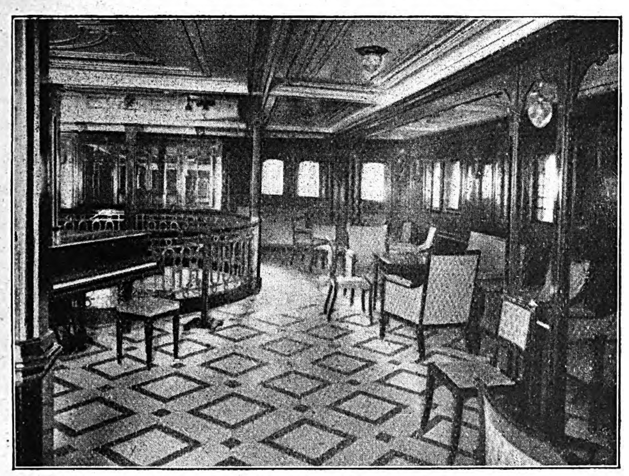
Von M. Pfannenstiel / Mit 14 Bildern

An einem sonnigen Tage fahren wir nachmittags von den Sankt-Pauli-Landungsbrücken ab. Pfeilschnell streicht die Barkasse zwischen den vielen Schiffen und Fähren hindurch, die die Hunderte und Tausende von Arbeitern heim zu ihren Wohnungen tragen. Vor uns tauchen zwei gewaltige Dampfer auf: „Resolute" und „Reliance"; die gelben Schornsteine mit den zwei blauen Streifen verkünden, daß sie, die einst die Namen „Bürgermeister Burchard" und „Bürgermeister O'Swald" trugen, nun, nachdem sie inzwischen in holländischen Besitz übergegangen waren, den Amerikanern gehören. Sie sollen den regelmäßigen Verkehr zwischen Hamburg und Neuyork vermitteln; abwechselnd, in etwa zehn Tagen, werden sie jedesmal ihr Ziel erreichen, und bald werden sich ihnen die beiden neuen Hapagschiffe „Deutschland" und „Albert Ballin" von je zweiundzwanzigtausend Tonnen zugesellen.

Wir sind an unserem Schiff angekommen. Vom Bug leuchtet uns ein deutscher Name entgegen. Wir sind erlöst von der eisernen Umklammerung der letzten Jahre, wir brauchen nicht mehr auf fremden Schiffen zu fahren. Ein deutsches Schiff wird uns wieder über den Ozean tragen und den direkten Verkehr mit Mexiko aufnehmen. Noch sind die Leute auf dem Schiffe mit dem Verstauen des Schiffsgutes, lauter Stückgut für Mexiko, beschäftigt. Eine Weile stehen begleitende Freunde und Verwandte umher, dann wird ihnen bedeutet, daß sie zurückzukehren haben, und die Reisenden erwarten die

Abfahrt, die sich aber noch etwas verzögert, da die Papiere nicht gekommen sind. Ungeduld, Enttäuschung malt sich auf den Gesichtern der einen, ein gewisses Behagen in den Mienen der anderen, die wissen, daß sie nun noch eine Zeitlang von den unangenehmen Begleiterscheinungen einer Seereise verschont bleiben.

Der folgende Morgen belehrt sie, daß ihre Sorge zu-



Damensalon erster Klasse auf einem Dampfer der Hamburg-Amerika-Linie.

nächst unbegründet gewesen ist. Leuchtend erhebt sich der Sonnenball im Osten aus dem Meere. Seine Strahlen wecken die Schläfer, die gerade noch zur Zeit kommen, um zu sehen, wie sich ein großes Schiff in Kuxhaven auf Reede legt; es soll seine Passagiere, die mit einem Extrazug von Hamburg kommen, erst hier aufnehmen. Nun sind wir dem rasenden Tempo der Großstadt entflohen. Vor uns liegt das Meer.

Wenn ein schnelles Tempo auch unser Schiff hinüberführt, so hat es hier etwas von der Selbstverständlichkeit des Blutlaufs in unseren Adern; wir wissen nichts davon. Nur seiner Wirkung werden wir teilhaft, und wir dürfen zu Tagen der Ruhe und der Besinnung ausblicken.

Die Nordsee, der die Seemänner im ganzen nicht recht trauen, zeigt sich von der vorteilhaftesten Seite. Leicht bewegt ist die wundervolle grüne Fläche, über den zarten weißen Köpfen der Wellen schwingen sich ruhig die Möwen; das Schiff läuft über zwölf Meilen in der Stunde. Es ist ein langsames Abschiednehmen von der Heimat, wenn an jedem Feuerschiff der wohlbekannte Name einer friesischen Insel sichtbar wird, bis gegen Abend Terschelling und zugleich die Nähe des Kanals erreicht ist. Der Tag ist recht dazu angetan, die Passagiere mit der kleinen Welt vertraut zu machen, in der sie nun wochenlang leben sollen. Es heimelt an, daß ein nach einer Seite offener Decksalon „Laube" genannt wird. Den Mittelpunkt bilden eingepflanzte Hortensien, und da und dort zwischen den Sitzplätzen stehen hochgezogene Buchsbäume.

Bedarf es eines Wortes, um das Vertrauen zu der Verpflegung auf dem Schiff zu stärken? Kaum. Es ist bekannt, daß es sich auf den Dampfern der Hamburg-Amerika-Linie immer um ein Zuviel oder Zugut handelt und nie um das Gegenteil. Daß aber auch die Form, in der es gereicht wird, angemessen ist, bestätigt ein Blick in den Speisesaal, einen fast quadratischen, in Weiß gehaltenen Raum mit seinen bunten Fenstern und dem Büfett aus dunklem Mahagoniholz, wenn über die Tische das feine, alte Tischzeug der Hapag gebreitet ist und ihre glänzenden Bestecke darauf ruhen. Im Speisesaal wird

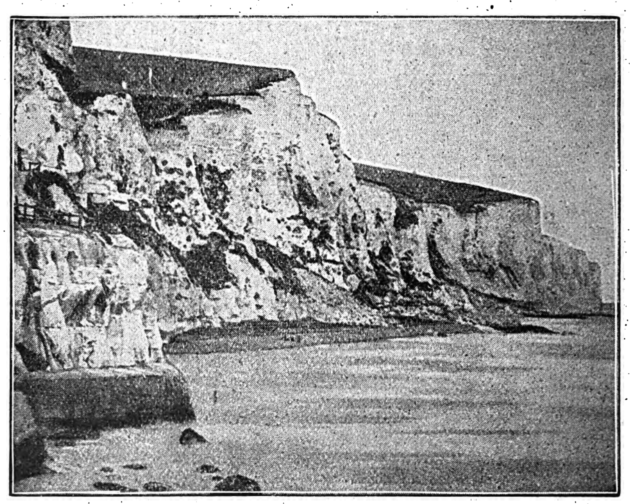
Oberlicht dadurch erzeugt, daß aus der Decke ein Kreisrund herausgenommen ist. So entsteht darüber ein behaglicher Salon, der die Form einer Galerie erhält, und in deren Rundung eine Reihe gemütlich gruppierter



Laube auf einem Dampfer der Hamburg-Amerika-Linie.

Schreib- und Sitzplätze entsteht. Hier werden die fliegenden Mahlzeiten geboten, ein Imbiß um elf und ein Tee um vier Uhr. Oft muß der Steward aber auch suchen, ob er nicht auf dem Deck Abnahme findet oder im Rauchsalon, der, auf der entgegengesetzten Seite in gleicher Höhe liegend, mit seiner dunklen Holztäfelung anheimelnd wirkt.

Überall herrscht Gemütlichkeit, Reinlichkeit, Ordnung und vor allem Disziplin. Fast alle Leute sind schon vor dem Kriege auf den Schiffen der „Hapag" gefahren, und noch erfüllt vom alten Geiste, haben sie ihren Posten wieder übernommen. Dafür begegnet ihnen jeder Reisende mit ausgesuchter Höflichkeit. Allmorgendlich findet



Die Klippen von Dover.

der Reisende sein warmes Seebad pünktlich bereitet, wird bei Tische lautlos bedient und fühlt sich bald in seinen Wünschen und seiner Eigenart erkannt. Seinen Deckstuhl findet er stets an den günstigsten Platz gerückt.

Am nächsten Tage finden wir uns frühmorgens dem Goodwind-Feuerschiff gegenüber. Die englische Küste kommt in Sicht. Da tauchen sie auf, die Kreidefelsen, in der Morgensonne von zartem rosa Schimmer übergossen; dem schauenden Auge sind sie ein Stück Märchenpoesie,

dem Wissenden das sichere Bollwerk, das das mächtige Inselland behütet. Um zehn Uhr taucht Dover auf. Die Einfahrt wirkt architektonisch, da die beiden Leuchttürme fast wie ein Portal erscheinen. Gegen Mittag kommt eine Brise auf. Noch fahren wir 12,3 Meilen in der Stunde, aber das Wetter beginnt diesiger zu werden. Wir bleiben der Küste nah, wir sehen, wie sie flacher, sandiger wird. Dungeneß liegt noch einmal in voller Sonne, dann ändert sich der Kurs. Wir steuern nach Südwesten, näher an die französische Küste heran. Da tut sich heftiger Gegenwind auf, und nun verstärkt sich der Seegang von Stunde zu Stunde. Regen setzt ein, und das Schiff beginnt mächtig zu stampfen. Die Jüngsten und Seefesten jauchzen dem Umschwung auf dem Oberdeck zu, Vorsichtigere betrachten ihn abwartend auf ihren Stühlen liegend, recht viele verschwinden ganz still aus den Reihen, um sich zur Ruhe zu legen. Ruhe? In der Nacht wächst der Widerstand, das Schiff stampft mühsam vorwärts.

So finden wir uns am nächsten Morgen noch in beträchtlicher Entfernung von Ouessant. Das Meer ist vorübergehend ruhiger, die Luft ist merklich erwärmt; die Temperatur des Wassers ist auf zwölf Grad gestiegen. Aber, nachdem das einzige Mal an diesem Tage Land gesichtet worden ist, bei dem dicken Leuchtturm von Ouessant, wiederholt sich der Umschwung. Mächtige grüne Wellen tauchen auf und überschlagen sich in weißem Gischt, aus dem ein lichtes Hellgrün hervorblitzt. Die Wogen überwaschen das ganze Deck, die Passagiere suchen in den innersten Winkeln mit ihren Stühlen Zuflucht.

Es folgt der dritte Tag, an dem sich die Erfahrungen der vorhergehenden wiederholen: ein köstlicher, warmer Morgen, das Meer in schwerem metallischem Glanz, jetzt

abwechselnd vom zähflüssigen Eisen bis zum geschmolzenen Silber; und gegen Mittag setzen die Bewegung der See und das Stampfen wieder ein.

Um zwei Uhr tauchen die Kantabrischen Berge auf, deren lange Gipfelreihe von zweitausendfünfhundert bis dreitausend Meter Höhe noch mit Schnee bedeckt ist. Um vier Uhr liegt die Bucht von Santander greifbar nahe vor uns. Scharf zeichnen sich der Leuchtturm zur Linken auf der kleinen, einsamen Insel und der zur Rechten auf der weit ins Meer ragenden Halbinsel ab, und von der Höhe grüßt ein spanisches Königsschloß, die neue Sommerresidenz.

Der Hafen ist erreicht. Das ganze Bollwerk entlang steht dichtgedrängt eine nach Tausenden zählende Menschenmenge, und von den Boulevards her strömen immer neue Scharen. Ganz Santander weiß, daß heute der erste große deutsche Passagierdampfer nach dem Kriege im Hafen vor Anker gehen wird. Das Ereignis will man erleben.

Als endlich die Gangway festliegt, ist keine Möglichkeit für die Reisenden, das Schiff zu verlassen, so strömt es ihnen entgegen. Zuerst kommen Behörden, Offiziere und Agenten in langer Folge an Deck. Es entwickelt sich ein Treiben wie an der Börse, dessen Mittelpunkt unser Kapitän und Direktor Ritter von der Hamburg-Amerika-Linie, der diese erste wichtige Fahrt mitmacht, bilden; und all die Fragen der Einnahme von neuen Passagieren, der Unterbringung von Fracht werden gelöst. Nach den Behörden kommen die Händler, die den Reisenden ihre Waren anbieten. Zuletzt erscheinen Arbeiter, welche die neueingenommenen Waren verstauen sollen, und mit ihnen eine Azuzera, die ihnen in schwerem Kruge gutes Trinkwasser vorsorglich nachträgt.

Inzwischen ist die Sonne untergegangen; über dem westlichen Teil der Stadt glänzt ein Abendhimmel von unerhörter Färbung. Wer mit geschäftlichen Fragen nichts zu tun hat, will einen Blick in die alte, ehrwürdige Stadt werfen.

Den Plan, den Aufenthalt in Santander so auszudehnen, daß die Passagiere Zeit fänden, die berühmten Höhlen von Altamira zu sehen, hat das Unwetter in der Biskaya leider vereitelt. Um neun Uhr muß man wieder an Bord sein, da die Hamburg-Amerika-Linie zu einem Festmahl eingeladen hat. Vertreter der Behörden, der Bürgermeister, der Marinekommandant, der Zollchef, die führenden Kaufleute, Vertreter der Presse, die Konsuln von Bilbao und Santander, im ganzen zweiundvierzig Personen, nehmen an den schön gedeckten Tischen Platz und sprechen dem Mahle zu. Bald herrscht behagliche Stimmung, die sich merkbar steigert, als Direktor Ritter die Gäste in längerer Rede willkommen heißt. Er spricht von der Bedeutung der neuen Linie für die Verbindung der beiden Länder und schließt mit der Bitte, dem zu glauben, was man hier auf dem deutschen Schiff mit eigenen Augen gesehen, und nicht dem, was die Feinde immer noch verbreiten.

Spät sind die Eingeladenen heimgefahren, und früh um fünf Uhr verläßt unser Schiff den Hafen von Santander. Wir fahren nahe der Küste, und vor dem Auge ziehen die stolzen Picos de Europa vorbei. Allmählich dachen sich die Berge etwas ab, der Schnee verschwindet. Die Wellenbewegung wird immer stärker und steigert sich in der Nacht zu höchster Kraft. Die Koffer beginnen in den Kabinen zu tanzen, von Zeit zu Zeit klirrt irgend ein Stück fallenden Geschirrs. Verhältnismäßig leicht erhebt man sich daher von seiner Lagerstatt, als um halb fünf

Uhr geweckt wird. Als wir das Deck betreten, ist La Coruña in Sicht.

Von fern klingen die Glocken, und die Phantasie ist schon von den Bildern erfüllt, die man in einer der alten Kirchen zu sehen hofft vom Typ und Charakter des Volkes. Aber Stunde auf Stunde verrinnt, bis endlich die Behörden und der Arzt an Bord kommen. Da wir aber bald weiterfahren sollen, bleibt nicht mehr viel Zeit, an Land zu gehen.

Den ganzen Tag haben wir im Süden den Anblick des Küstengebirges; da die Berge steil aus dem Meer emporragen, gibt es kein Vorland. Die See schlägt, wie seit Jahrtausenden, vergebens gegen dieses Bollwerk an und schäumt in hohem, weißem Gischt auf.

Beim Kap Finisterre wehen lauere Lüfte, statt der nackten Felsen erscheinen mit Grün bedeckte Abhänge, und von dem angeschwemmten Land davor sieht man menschliche Ansiedlungen in großer Zahl. Mit dem Neigen des Tages laufen wir, vorbei an den schützenden Ciesinseln, in die Bucht von Vigo ein. Freundlich anmutende Hügel, die zum großen Teil mit Wein bepflanzt sind, umziehen sie nach beiden Seiten; die immer größer werdende Zahl der Lichter zeugt überall von starker Besiedlung. Endlich wird dann auch Vigo sichtbar.

Vor Vigo entwickelt sich dasselbe Bild wie in den beiden anderen spanischen Häfen. Uns kommt es darauf an, von der Stadt noch einen Eindruck zu erhalten. Diese engen, mit Granitplatten belegten, teilweise durch Treppen verbundenen Straßen haben etwas sonderbar Anheimelndes, da sie wie Innenräume wirken, etwa wie Korridore, geschützt, umfangen, während der Platz vor der Kirche, zu dem die Zugänge sich überschneiden, einem geschlossenen Saal gleicht. Das warme Klima hat von je

den Südländer auf die Straße gelockt und die Anlage seiner Städte bestimmt, die ihm den Aufenthalt außerhalb des Hauses angenehm machen.

Man sieht es dem Ort an, daß hier reges Leben pulsiert. Großstädtisch muten die Läden, die Cafés, die Hotels an. Ein Monumentalbau ist im Werden, die Außenwände aus Granit sind nahezu vollendet.

Den Reisenden reizen nicht die Restaurants und Cafés von internationalem Gepräge, er sucht lieber ein echt spanisches Lokal auf, wo ihm der leichtere Rot- und der schwerere galizianische Weißwein und vorzüglicher Ziegenkäse prächtig munden. Spät kehren wir aufs Schiff zurück, das in der Nacht um ein Uhr den Hafen verläßt.

Ein gewisses Bangen vor dem Einerlei beherrscht wohl die meisten, als sie Vigo zur Fahrt über den Atlantik verlassen, um nun viele Tage kein Land zu sehen. Wie schnell ist es aber verflogen, wenn man anfängt, sich mit den Schönheiten der See vertraut zu machen. Bald geizt man um jeden Augenblick, den man auf Deck zubringen kann. Den Wolkenbildungen folgt das Auge mit demselben Interesse wie der wechselnden Gestalt und Form der Wogen. Neugierig blickt es aus nach unbekannten Bewohnern der Tiefe, begrüßt mit Freuden den ersten Delphin, den ersten fliegenden Fisch, die erste Schildkröte.

Abgeschnitten vom Lande wächst die Verpflichtung für den einzelnen, sich mit dem Kreise von Menschen, die der Zufall zusammengewürfelt hat, abzufinden. Deutsche, Spanier, Holländer bilden zunächst Gruppen; bei den Mahlzeiten haben sich die, welche die gleiche Sprache reden, gefunden, im Salon hat jedes Idiom seine eigene Ecke. Langsam beginnt das Herüber und Hinüber.

Das Schiff ist nicht dem gewöhnlichen Kurs gefolgt, sondern hat einen etwas südlicheren Weg eingeschlagen.

Freudige Bewegung kommt über alle Passagiere, als die Azoren gesichtet werden. Nach dem Essen strömen alle an Deck in einer Stimmung, als ob es zu einer Festvorstellung ginge. Die Stimmung hält an, während unser Schiff an der fünfunddreißig Seemeilen langen Küste von San Miguel entlangfährt. Ferngläser werden von Hand zu Hand gereicht, und einer glaubt immer mehr von der Schönheit des Landes und dem Leben der Bewohner zu entdecken als der andere und möchte ihn aufmerksam machen.

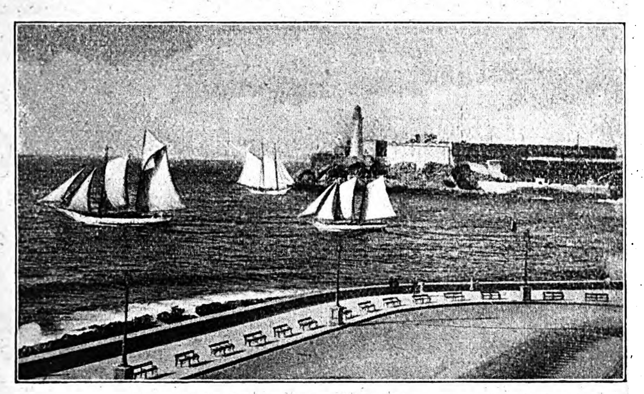
Das Meer in der Nähe der Küste ist so tief, daß man dicht an sie heranfahren kann. Man erkennt Leute, die in den Getreide- und Bohnenfeldern arbeiten. Ihre größte Sorgfalt gilt aber der Ananas, die hier in Mengen gezogen wird und den bedeutendsten Ausfuhrartikel der Azoren bildet.

Nach diesem Ereignis bleiben die Beziehungen zwischen den Passagieren reger, und was bisher noch nicht zustande gekommen war, bewirkt ein paar Tage später ein Ball in der in buntem Flaggenschmuck festlich prangenden Laube. Nun entwickeln sich auch die Intelligenzspiele Salta, Halma, Domino; vor allem aber die Bordspiele: shuffle board und Deckgolf; das letztere wird geradezu zu einer Konkurrenz der Völker.

Der Verkehr behält immer eine gehobene Note schon dadurch, daß man in einfachem, aber gewähltem Abendanzug zum Essen kommt. Vor dem gesellschaftlichen Verkehr der Großstadt hat aber das Leben an Bord einen großen Vorzug: die an einem Tage begonnenen Gedankenreihen können hier an einem anderen wieder aufgenommen werden, und die unendlich verschiedenen Gebiete, aus denen die einzelnen herkommen, in denen sie schaffen, erschließen sich nach und nach dem wirklich, der

Interesse dafür hat. So wird das oberflächlich Unbefriedigende des durchschnittlichen geselligen Verkehrs überwunden, und aus der Schilderung seines Lebensgebietes tritt manchmal sogar der Mensch heraus.

Auch für Stunden, wo man nicht zu reden wünscht, ist gesorgt. Die Kapelle ruft zwei- bis dreimal die Gäste mit



Havanna-Einfahrt.

ihren Klängen zusammen und ist des Abends stets bereit, noch mit Tänzen aufzuwarten.

Eine gute Bibliothek im Salon bietet dem Reisenden mancherlei Anregung. Da kann er auch in deutscher, spanischer oder englischer Sprache sich über die Länder orientieren, denen er entgegenfährt.

Die Reisenden auf dem Schiff sind nicht abgeschnitten von dem, was in der Welt vorgeht. Zweimal täglich, morgens und abends, kommen ausführliche Funkenberichte von Nauen, obwohl wir über siebentausend Kilometer von der Funkstation entfernt sind. Über die Vorgänge auf dem Kontinent, die Kurse und andere Tages-

fragen sind wir auf dem Meer unterrichtet wie auf dem Festland durch die Zeitung.

Es wird wohl meist unmittelbar zu erkennen sein, wenn man in den Bereich des Golfstromes kommt. Wir erleben vor Havanna die ersten warmen Tage; das Meer glättet sich zusehends; die Sonnenuntergänge sind von gesteigerter Farbigkeit; tiefblaue Wolkenbänke sind allabendlich von roten Strahlen durchglüht, aber selten gelingt es ihnen, sie völlig zu durchreißen, so daß der glühende Ball beim Abstieg noch einmal erscheint oder im letzten Augenblick klar ins Wasser sinkt.

Auf dem Schiffe wird es still. Man sieht die Reisenden weniger an Deck als sonst. Warum? Der Briefkasten der deutschen Reichspost, der sich an Bord befindet, ist noch fast leer, und die Lieben daheim erwarten doch Grüße. Die Damen haben auch wohl noch die letzte Hand an die leichten Toiletten zu legen, die in Havanna getragen werden sollen. Wie nah wir am Ziele sind, wird uns klar, als drahtlose Verständigung über die Stunde der Ankunft stattfindet. Schließlich taucht der Great Isaak auf, und im Osten sieht man mehrmals die Küste einer Bahamainsel.

Am nächsten Tage muß das Leben früh beginnen. Fürsorglich ist es vom Kapitän so eingerichtet, daß einerseits die Passagiere die ganze Einfahrt erleben können, und anderseits die Behörden in Havanna nicht um ihren kostbaren Schlaf gebracht werden. Wer sich nach dem Klopfen um halb fünf Uhr sofort erhoben hat, erschaut gerade den ersten Streifen der Küste von Kuba. Nun ist kein Zweifel mehr: wir werden bald in Amerika landen.

Noch ist die Sonne nicht aufgegangen, aber man erkennt deutlich einen Höhenzug, der sich über den östlichen Teil der Insel hinzieht, und schwere Wolken, die zwischen

ihm und der Küste lagern. Die Landschaft wird immer schärfer umrissen; schon sind einzelne Palmen zu sehen, und ein eigentümlicher Duft erfüllt die Luft. Die Stadt Havanna ist in bläulichen Dunst gehüllt, eine silberige Einfahrt führt tief in sie hinein. Zur Linken hat man das alte Castillo del Morro; trotzig und imponierend liegt es



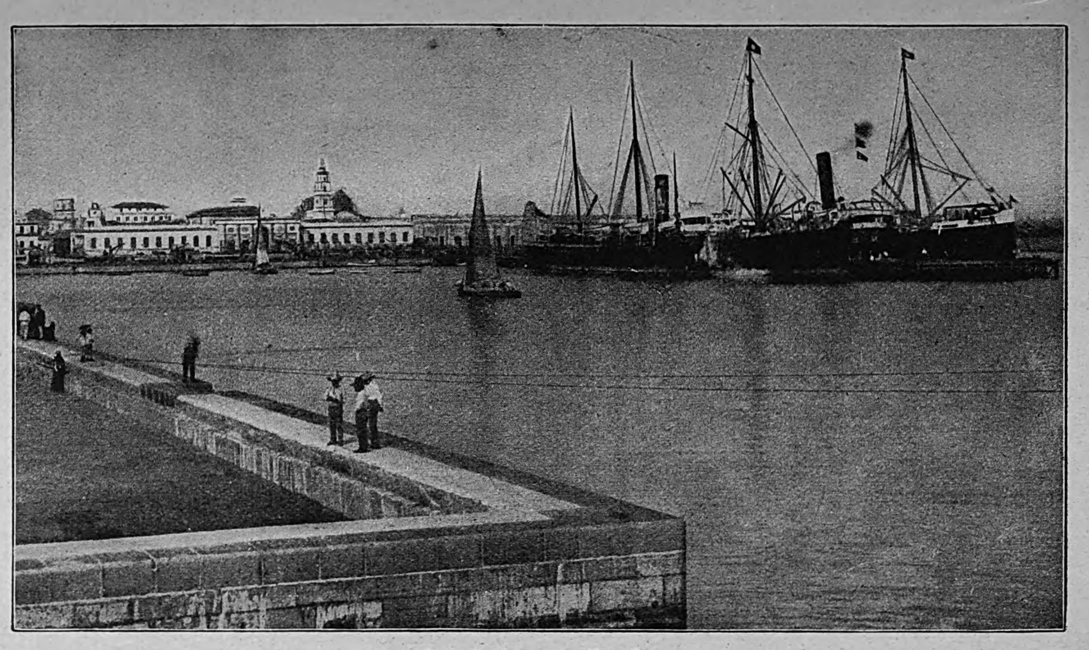
Ein Teil des größten Tabakfeldes der Welt auf Kuba.

da. Wirft man nach einigen Minuten einen Blick rückwärts, so tritt seine malerische Wirkung noch stärker hervor durch die mit Grün bedeckten Felsenabhänge zwischen dem Meer und dem alten Gemäuer, das schon im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts gegen Seeräuber errichtet worden ist. Rechts hinüber entfaltet sich eine gewaltige Stadt, deren zahllose weiße Häuser das Auge blenden. Das ist ein Hafen nach unserem Sinn, hier ist reges Leben. Ein großes Schiff nach dem anderen taucht auf; Flaggen

aller Länder wehen von den Masten, und obwohl Sonn-
tag ist, sieht man Segelboote und Barkassen bis tief in
die drei Buchten des Hafens hinein.

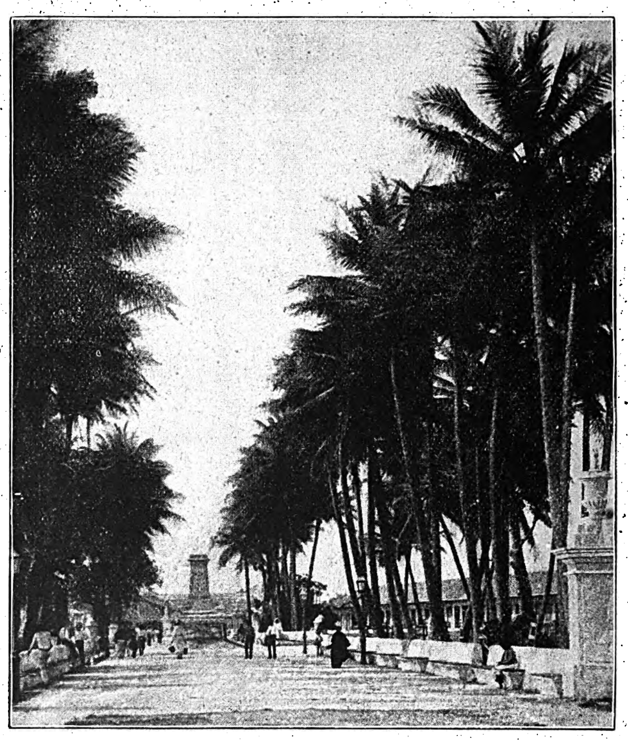
Die notwendigen Formalitäten sind erledigt. Wir be-
steigen so schnell wie möglich eine Barkasse mit der Flagge
der Hamburg-Amerika-Linie, um den ältesten Teil der
Stadt, die Geschäftsgegend, zu besichtigen. Auf enge
Straßen waren wir gefaßt, aber nicht auf eine derartige
Entwicklung des Verkehrs. Hier ist das Auto vorherr-
schend, und man ist gar nicht erstaunt, wenn man er-
fährt, daß es in der Stadt bei etwa viermalhunderttau-
send Einwohnern dreißig- bis fünfunddreißigtausend
Autos gibt. An ein Ausbiegen ist nicht zu denken, daher
findet man an jeder Ecke einen Pfeil, der anzeigt, in wel-
cher Richtung durch die betreffende Straße gefahren wer-
den darf. Die Gehsteige sind so schmal, daß kaum zwei
Personen nebeneinander Raum finden. So bietet sich Ge-
legenheit, jeden Entgegenkommenden zu mustern. Vor-
herrschend ist der spanische Typ, aber sehr häufig mit
einem anderen Einschlag; daneben blonde Europäer,
Neger, die ja ein Viertel der Bevölkerung Kubas bilden,
und vereinzelt Chinesen, die sich aus ihrem Quartier
hierher verirrt haben. Der Anzug unterscheidet sie alle
nicht mehr; welch öde Gleichmacherei ist in die Welt ge-
kommen! Soll man es mehr bedauern, daß sich die Spa-
nierin in der letzten Mode aus Paris zeigt, oder daß die
Negerin das billigere Waschkleid aus Deutschland trägt?

Am Nachmittag erhalten wir in zweistündiger Auto-
fahrt durch die ganze Stadt eine Vorstellung ihrer riesi-
gen Ausdehnung. Da fliegen Tausende von Autos auf
den Asphaltstraßen an uns in schnellstem Tempo vorbei
oder uns entgegen. Die ganze „elegante Welt" nimmt an
dem Korso teil. Bei der Rückfahrt in das Innere der



Der Hafen von Verakruz.

Stadt finden wir alles von elektrischem Licht überflutet. Der Gesamteindruck, den man erhält, ist der, daß man in die Entwicklung eines gewaltigen Kulturzentrums hinein-



Die Alameda in Verakruz.

geschaut hat. Alle Straßen, alle Plätze sind verschwenderisch erleuchtet, die Reklame durch bunte Lampen an und auf den Häusern ist zu höchster Rücksichtslosigkeit entfaltet, und all die großstädtischen Läden bieten ihre Schätze in diesem Lichtermeer an. Bekannt muten uns

Porzellan, Glas, Hausstandsgeschirr, Leder- und Papierwaren und sogar Erzeugnisse der Textilindustrie an. Es wird uns später bestätigt, daß wir richtig geschlossen haben. „Made in Germany" lockt die Käufer an, und wenn Deutschland nicht liefern konnte, wird das Schlag-



Mexikanische Landleute.

wort doch benützt, um die Ware als gut und billig zu empfehlen.

Abends hat die Hamburg-Amerika-Linie die bedeutendsten Glieder der deutschen Kolonie zu einem Essen an Bord eingeladen. Wieder, wie in Santander, versammeln sich etwa vierzig Personen, diesmal die Herren mit ihren Damen. Man hört fast nur Deutsch sprechen bei Tisch. Die deutsche Kolonie in Kuba nimmt eine sehr geachtete Stellung ein, und die Beziehungen zu den Kuba-

nern sind so gefestigt, daß auch der Weltkrieg ihnen keinen Abbruch getan hat. Daß der direkte Schiffsverkehr mit Deutschland nun wieder aufgenommen wurde, ist ein



Regierungsgebäude in Verakruz.

Moment, das die ganze Bevölkerung mit Freude begrüßt.

Direktor Ritter von der Hamburg-Amerika-Linie legt in seiner Rede an die Gäste die leitenden Gedanken seiner Gesellschaft bei Einrichtung des neuen Passagierverkehrs dar. Der deutsche Gesandte Dr. Zietelmann antwortet darauf und läßt vertrauensvoll den Blick zu neuen Zielen und reicherer Entfaltung schweifen.

In der Nacht hat das Schiff an den Pier verholt. Nun ist es bequem, die großen Lagerschuppen zu besichtigen und zu Fuß in die Stadt zu gelangen. Der bedeutende Eindruck, den wir schon bei der Einfahrt erhielten, ver-



Eine Hazienda in der Nähe von Verakruz.

stärkt sich. Die zentrale Lage hat Havanna nicht allein zum Hauptumschlagsplatz zwischen Nord- und Südamerika, sondern auch zwischen diesen und Mittelamerika und weiterhin mit den Häfen der Westküste und sogar mit Ostasien gemacht. Von allen latein-amerikanischen Ländern hat Kuba den zweitgrößten Außenhandel; nur von Argentinien wird es darin übertroffen. Wenn man bedenkt, daß es drei bis vier Millionen Tonnen Rohzucker

ausführen muß, und daß es anderseits in fast allen Industrieerzeugnissen auf fremde Länder angewiesen ist, so wird klar, daß hier ein großes Feld auch für den deutschen Kaufmann liegt. Es macht einen merkwürdigen Eindruck, daß Kuba selbst die günstigen Gelegenheiten wenig auszunutzen scheint: drei schöne deutsche Schiffe, die den Kubanern als „Kriegsbeute" zugefallen sind, liegen unbenutzt im Hafen. Es ist schwer für uns, diesen Anblick zu ertragen.

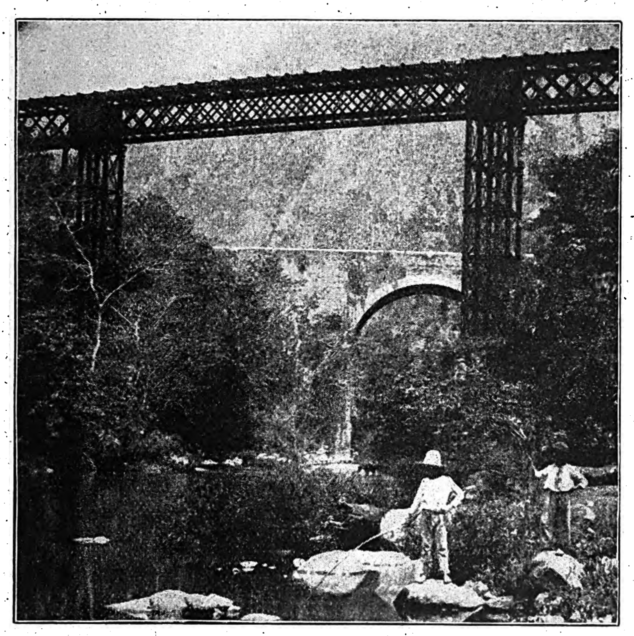
Am Nachmittag findet der Aufenthalt in Havanna einen fröhlichen Abschluß. Von der Hamburg-Amerika-Linie sind etwa vierhundert Einladungen an weitere Kreise ergangen. Lange vor der festgesetzten Zeit beginnt die Wanderung aufs Schiff, und nun kann der Europäer wirklich nichts Besseres tun, als sich auf seinen Liegestuhl setzen und das bunte Bild an sich vorüberziehen lassen. Eine starke Weltfreudigkeit kommt in dieser wogenden Menge zum Ausdruck, die gern die Gelegenheit ergriffen hat, die neuen Kleider und Anzüge zu einem vielmaligen Rundgang ums Schiff anzulegen. Es ist auch möglich, daß der Tanz, zu dem die Paare sich bald im Salon finden, von Anfang an geplant war.

Als die Gäste, deren Zahl die Stewards auf zwölfhundert schätzten, das Schiff verlassen haben, können wir wieder in See stechen.

Auf der Fahrt durch den Golf von Mexiko steigt die Temperatur von Tag zu Tag; man fühlt die Grenze der tropischen Zone. Beim letzten Essen, dem „Kapitänsessen", zeigt sich noch einmal, welch guter Geist die Passagiere verbunden hat, und daß es jedem schwer wird, von dieser sorglosen Zeit Abschied zu nehmen. Die Ansprache eines Gastes, eines vielgereisten Mannes, bringt das zum Ausdruck und schließt mit einem warmen Dank

für Kapitän und Mannschaft, dem alle Reisenden aus vollem Herzen zustimmen.

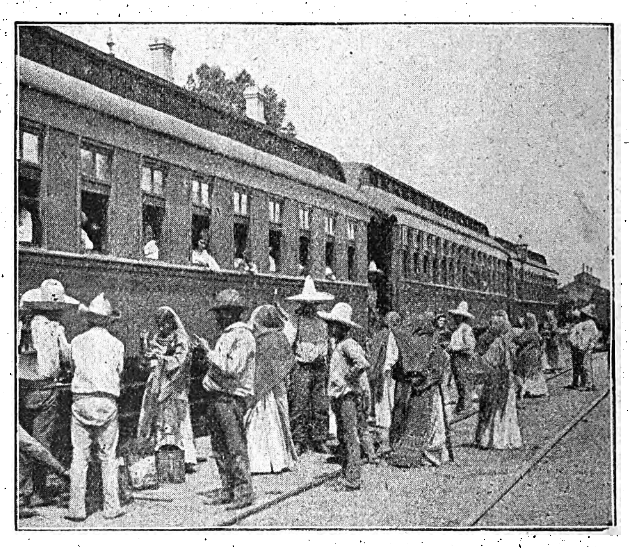
Verakruz kommt schneller in Sicht, als man erwartet hat. Gleich bei der Ankunft erfahren wir, daß noch ein



Eine Eisenbahnbrücke auf der Strecke Verakruz—Mexiko.

Schiff der Hamburg-Amerika-Linie im Hafen liegt: die „Sachsenwald“, ein Frachtschiff von siebentausend Tonnen. Ein stolzes Gefühl: zwei Schiffe auf einmal. Was ist natürlicher, als daß wir die Landsleute begrüßen wollen! Wie nah sind sich gleich alle die Menschen gerückt, die sich nie im Leben gesehen haben, weil das starke Band der Stammesgemeinschaft sie eint!

Am nächsten Tage wollen wir unsere Reise beenden, die weltberühmte Fahrt von Verakruz nach Mexiko hinauf machen. Unendlich oft ist sie beschrieben worden, früher als sportliches Meisterstück, seit der Erbauung der Bahn durch die Engländer als Sieg der Technik.



An einer Station der mexikanischen Zentralbahn.

Wir bekommen bequeme Plätze auf der linken Seite der Pullman Car und verlassen um sechs Uhr Verakruz. Bei Paso del Macho werden die ersten Berge sichtbar, die Bahn beginnt zu steigen, und die Natur wird immer üppiger. An den Stationen werden Früchte, Mongos, Pflaumen, Limonen angeboten. Die grünen Felder, die sich nun vor uns ausbreiten, sind mit Zuckerrohr bestanden, wogend, üppig. Mit den Kaffeeplantagen wech-

seln Bananen, Mais und Tabak ab; es scheint, daß die Natur verschwenderisch alles wuchern läßt.

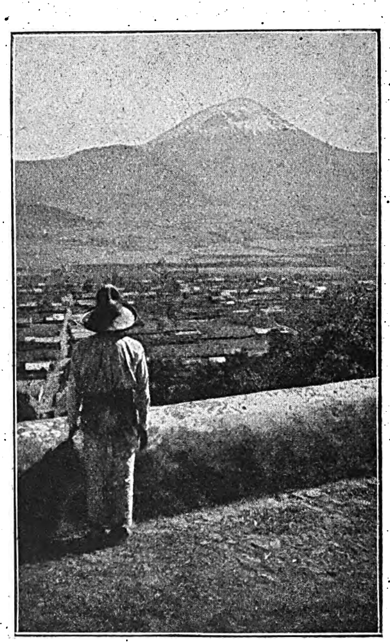
Die Bahn klimmt nun mühsam und schwer bergan, der Schienenweg ist zumeist in den Felsen gesprengt, windet sich daran empor oder führt durch eine Reihe von



Die Kathedrale in Mexiko.

Tunnels. Die Steigung ist bedeutend, und bei jeder Biegung des Weges wird das Bild der Metlacschlucht mit ihrem rauschenden Wasser und dem Reichtum der Vegetation gewaltiger. Einen Ruhepunkt bildet auf halber Höhe die Stadt Orizaba. Hier möchte man verweilen, tiefer hineinschauen in die tropische Entfaltung des Na=

turlebens und zugleich das mittlere Klima genießen, wie der Mexikaner es oft tut, wenn er der zu leichten Luft der Hauptstadt müde geworden ist. Orizaba ist eine der ältesten Städte des Landes und hat an allen seinen Entwicklungsvorgängen im Laufe der Jahrhunderte teilgenommen.



Mexiko mit Popocatépetl.

Nach Orizaba steigt die Bahn weiter, es öffnet sich die tiefe Schlucht von Sumivero. Der Blick hinunter bleibt frei, aber über uns sammeln sich Wolken, und zu unserer tiefsten Enttäuschung können wir nicht ein einziges Mal den Pic von Orizaba erspähen. Wir müssen uns begnügen mit der Betrachtung des kühnen und gewaltigen Menschenwerkes, das bei Maltrata seinen Höhepunkt erreicht. Eine halbe Stunde, nachdem wir es passiert haben, erscheint es noch einmal wieder tief zu unseren Füßen, und nun wird der Baumwuchs spärlicher. Mit Esperanza, das zweitausendsiebenhundert Meter über dem Meeresspiegel liegt, beginnt die Hochebene, die noch Mais- und Weizenfelder bietet, aber die beherrschende Pflanze

wird nun die Maguey, die Agave, aus der der Mexikaner sein Pulque, das berauschende Landesgetränk, gewinnt. Die kräftig entwickelten Blätter der Agave, die aus Metall zu sein scheinen, geben der Landschaft, wenn sie als Begrenzung der Felder verwandt wird, ein eigenartiges Aussehen; aber auch eine Hazienda, ganz mit ihr bestanden, ist ein wundervoller Anblick.

Am Abend kommen wir in der Hauptstadt Mexiko an, und damit nimmt die Reise für uns ein Ende. Wenn auch der Gedanke, am Ziel zu sein, etwas Befriedigendes hat, so denken wir doch mit Wehmut an die schöne Zeit, an die Überfahrt mit dem Hapagdampfer, die hinter uns liegt, zurück. Wann kommen für uns arme, überhastete Großstadtmenschen je wieder Wochen, in denen die Fülle überwältigender Eindrücke so groß und zugleich die Möglichkeit gegeben ist, sie tiefinnerlich zu durchleben?

Rätsel

Ich bin ein Bruder von elf andern,
Die Tag für Tag die Zeit durchwandern;
Je sechs gewöhnlich Doppelgänger,
Der erste eine Spanne länger
Als jener ist, der nach ihm kommt.
Doch immer folgen wir uns prompt,
Genau so, wie es vorgeschrieben;
Noch nie ist einer ausgeblieben.
Ich war, als zu gering betrachtet,
Stets von den übrigen verachtet.
Denn ich bin kleiner als sie alle,
Selbst noch in jenem Ausnahmsfalle,
Der mir gestattet das Vergnügen,
Mir einen Teil hinzuzufügen.
Drum ward ich, nicht mit Unverstand,
Des Jahres Stiefkind schon genannt. R. Sch.

Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes.

Hellseherkünste

Von Philipp Zeder

Daß die Menschen von Zeit zu Zeit immer den gleichen Täuschungen unterliegen, findet seine Erklärung darin, daß nach verhältnismäßig kurzer Dauer alles wieder vergessen wird. Ein Gaukler kann so und so oft entlarvt worden sein, er findet doch wieder Zulauf, wenn er den Schauplatz seiner Niederlage wechselt. So ist vor kurzem ein Medium, das in Süddeutschland höchlichst bestaunt wurde, in Dänemark ertappt worden, als es seine gewohnten okkultistischen Phänomene in recht plumper Weise hervorbrachte. Eine kurze Zeitungsnotiz, die in verschiedenen Blättern Aufnahme gefunden hat, genügt eben nicht, um dauernde Wirkung hervorzurufen. Überzeugte Okkultisten wünschen bekanntlich nichts weniger als Aufklärung, und so kann man voraussagen, daß die gleiche Person nach mehreren Monaten wagen darf, sich wieder sehen zu lassen und ihre Gaukeleien fortzusetzen. Wissenschaftliche Fachblätter, in denen solche Fälle zu finden wären, gelangen nicht in die Hände des größeren Publikums, und so bleibt alles beim alten. Zu alledem kommt noch, daß einer jüngeren Generation gewisse Darbietungen als durchaus neu erscheinen, und man kann sich meist gar nicht vorstellen, daß man auf eine Weise getäuscht werden könnte, die vor Jahrzehnten schon im Schwange gewesen ist. In einem alten Jahrgang der englischen Zeitschrift „The Sphinx" berichtete D. Abbott über die öffentlich gezeigten Leistungen eines Hellsehers. Was Abbott mitteilt, ist deshalb heute wieder besonders beachtenswert, weil das Hellsehen eben wieder

die große Mode ist. Vor einem gewählten Publikum erschien ein hagerer Mensch mit auffällig geisterhaftem Blick. So wenigstens wirkte der Ausdruck der Augen des Hellsehers auf die Anwesenden, die ja meist gekommen waren, um etwas Unfaßliches zu erleben.

Bald trat auch ein Impresario in den Raum und begann einen wohleinstudierten Vortrag, der seine Wirkung nicht verfehlte. Dann bat er einen fast jedermann bekannten Knaben, kleine Karten unter den Anwesenden zu verteilen, auf welche diese etwas schreiben möchten. Zugleich gab dieser völlig unverdächtige Knabe jedem einen Umschlag, um die Karten darin einzuschließen.

So verging einige Zeit, bis die Karten beschrieben und verwahrt waren. Nun ersuchte der Impresario die Gesellschaft, jemand zu wählen, der den Hut, den er in der Hand hielt, nehmen und die verschlossenen Umschläge darin sammeln sollte. Nachdem man dazu einen anderen Knaben bestimmt hatte, ging alles nach Wunsch vor sich.

Inzwischen wurden aus dem Kreise der Versammelten drei Personen gewählt und ersucht, dem Medium die Augen zu verbinden. Auch dieser Vorgang vollzog sich vor allen Gästen in einer durchaus unverdächtigen Form.

Nun erst nahm das Medium hinter einem Tische Platz, auf dem Blumen und eine Spieldose standen. Die Zuschauer konnten jedem etwaigen Vorgang genau folgen. Der Hellseher unternahm keinen Versuch, die Binde vor seinen Augen zu berühren, und auch sonst gewahrte niemand irgend eine verdächtige Bewegung.

Während dem Medium die Augen verbunden wurden, überreichte der zweite Knabe den Hut mit den Umschlägen dem Impresario; dieser deckte ein Taschentuch über den Hut und befahl dem Knaben, sich in großer

Entfernung von dem Hellseher auf einen Stuhl zu setzen. Das Gesicht des Jungen blieb dabei den Zuschauern zugewendet. Die Aufgabe des Knaben war, den Hut zwischen den Knien zu halten und dem Impresario auf dessen Ersuchen einen Umschlag nach dem anderen zu geben. Nun hielt es der Impresario für nötig, noch einmal zu sprechen, und die Versammelten hörten ihm etwa zehn bis fünfzehn Minuten aufmerksam zu. Inzwischen saß der Knabe auf seinem Stuhl, und auch das Medium rührte sich nicht von seinem Platz hinter dem Tisch. Nun verlangte der Impresario einen der Umschläge, vermied aber dabei, ihn anzusehen, faßte ihn mit den Fingerspitzen der rechten Hand, hielt ihn hoch über seinen Kopf und bat nun das Medium, zu lesen was auf der verschlossenen Karte geschrieben stand.

Gespannt blickten alle nach dem Hellseher, der inzwischen in einen tranceartigen Zustand geraten war. Die Hände des Mediums zitterten, Schauer überrieselten seinen Leib. Kein Atemzug war hörbar. Einige Minuten verstrichen, da öffnete das Medium die Lippen, und nun folgte das überraschend Unbegreifliche. Der Hellseher verkündete langsam, aber doch deutlich vernehmbar, Wort um Wort, und Silbe um Silbe, was auf der Karte geschrieben stand.

Nun legte der Impresario den Umschlag auf ein kleines Tischchen und verlangte von dem Knaben den nächsten. Bei der zweiten Probe zitterte das Medium noch stärker; dann sprach es: „Ich spüre den Einfluß einer Person, die unerwartet gestorben ist. Sie raunt mir zu: Befolge in der Klagesache den Rat eines Anwalts." Die Dame, von der diese Karte beschrieben worden war, fühlte sich völlig überzeugt, von ihrer Schwester aus dem Jenseits einen Rat erhalten zu haben.

Dann folgte ein Umschlag nach dem anderen, und die Spannung steigerte sich von Fall zu Fall. Manchmal beschrieb das Medium sogar das Aussehen und den Charakter einer Schrift bis zu den scheinbar geringfügigsten Merkmalen in der Form der einzelnen Buchstaben.

Nachdem man dem Hellseher die Binde von den Augen genommen hatte, schien er völlig erschöpft. Die Anwesenden konnten die Umschläge, in denen sich die beschriebenen Karten befanden, an sich nehmen. Die Sitzung hatte erschütternd gewirkt, einzelne Teilnehmer wagten vor Ergriffenheit lange Zeit nicht zu reden.

Nun kam es noch zu einer spiritistischen Sitzung, die sich scheinbar günstig anschloß, da das Medium behauptete, den Geistern besonders nahe zu sein. Wie üblich, wurde zu diesem Zweck der Raum verdunkelt.

Damit etwaigen Skeptikern jeder Zweifel an der Echtheit der okkulten Vorgänge benommen werden sollte, vollzog sich bei der nächsten Sitzung das Hellsehen unter ganz veränderten Umständen. Nachdem zunächst die Ausgabe und das Verschließen der beschriebenen Karten in die Umschläge in gleicher Weise wie zuerst vor sich gegangen war, ging der Impresario herum und sammelte sie in einem schwarzen Beutel ein, der mit einer Zugschnur versehen war. Bevor die einzelnen Umschläge in den Beutel gesteckt wurden, erhielten sie vom Impresario eine Nummer, die sich der Schreiber merken sollte. Das diente zur Feststellung der Person des jeweiligen Schreibers, sollte aber auch zur schnelleren Erledigung beitragen. Die Umschläge brauchten bei dieser Anordnung nicht erst geöffnet werden, um zu sehen, wessen Karte sich darin befand.

Als sich alles im Beutel befand, hielt ihn der Impresario mit ausgerecktem Arm weit von sich ab. An der

Decke war über dem Tisch, an dem das Medium saß, ein Haken angebracht, durch den eine Schnur lief, die man an der Wand befestigt hatte. Nun wurde der Beutel an der von der Decke herabhängenden Schnur festgeknüpft und dann zur Decke emporgezogen. Solange man sich mit diesen Vorbereitungen beschäftigte, wanderte das Medium unruhig hin und her, in einem religiösen Erbauungsbuche lesend. Dann legte der Hellseher das Buch abseits. Der Impresario hielt nun einen Vortrag über Geisteswissenschaft und erläuterte die Vorgänge, die sich in der Seele des Mediums vollzögen.

Nun setzte sich das Medium mit dem Buch in der Hand, das Gesicht den Hörern zugewendet, auf einen Stuhl und begann einige Sätze aus dem Buch zu lesen; abermals in tranceartigen Zustand versinkend, gab es seine erste Probe als Hellseher.

Nachdem alle Zettel gelesen waren, ließ der Impresario den Beutel von der Decke herab, entleerte ihn in einen kleinen Korb und gab jedem Fragesteller seinen uneröffneten Umschlag wieder zurück.

Das Medium zeigte sich aber auch noch auf andere Weise; es trat in orientalischem Kostüm auf mit einem großen Turban auf dem Kopf. Sobald alle Fragen geschrieben waren, sammelte der Impresario sie in einem Körbchen ein und schüttete die Umschläge auf ein Tischchen. Diesmal sprach er nur wenige einleitende Worte. Indessen saß das Medium ruhig auf einem Stuhl. Dann ließ es ein Glöckchen, das es in der Hand hielt, ertönen, als ob es die Geister riefe. Die nun folgenden Proben setzten alle Hörer in atemloses Staunen. Bei diesen Vorgängen schien das Medium im höchsten Grade erregt, es schritt auf und ab, blieb da und dort stehen oder setzte sich wieder auf den Stuhl. Während die verschlos-

senen Karten gelesen wurden, lagen die Umschläge hinter dem Rücken des Hellsehers auf dem Tisch. Jeder konnte sie sehen. Zuletzt brach der Hellseher erschöpft, zitternd und fröstelnd zusammen und ließ sich auf einen Diwan sinken. Der Impresario bedeckte das Medium bis zur Brust mit einer Decke und gab dann die Umschläge an die einzelnen Teilnehmer zurück.

Diese drei Sitzungen boten anscheinend nicht den geringsten Anlaß zu irgend einem Verdacht. Und doch beruhte nichts auf der Wirkung übersinnlicher Mächte und Kräfte. Es waren durchaus Taschenspielertricke, auf deren geschickte Durchführung vermeintlich scharfe Beobachter hereingefallen waren.

Was war denn im ersten Fall tatsächlich vor sich gegangen? Als der Knabe mit dem Hut in der Hand vor den Impresario trat, nahm ihm der den Hut einen Augenblick ab. Nicht der geringste Verdacht konnte dabei entstehen, da der Junge sich einen Stuhl herbeiholen mußte. Dazu sprach der Impresario mit dem Knaben, dem er Verhaltungsmaßregeln erteilte. Die Hörer achteten indes auf jedes Wort. Während der Knabe den Stuhl herbeitrug, ging der Impresario zu dem Tisch, um dort scheinbar ein Taschentuch aufzunehmen, kehrte mit dem Hut in der Hand zu dem Knaben zurück, gab ihm den Hut, wies ihn an, wie er mit dem Tuch bedeckt zu halten sei, und erklärte, wie er die Umschläge daraus zu nehmen und sie ihm zu reichen habe. Das ging alles so selbstverständlich vor sich, daß niemand darüber nachdachte.

Während der Impresario sich zu dem Tisch wandte und aller Augen nach dem Jungen gerichtet waren, der den Stuhl holte und sich hinsetzte, verwechselte der Gaukler geschickt den Hut mit einem andern, der mit anderen Umschlägen gefüllt hinter den auf dem Tisch befindlichen

Blumen stand. Da er sofort wieder mit dem Hut zurückkehrte, jedoch mit dem großen Taschentuch in seiner anderen Hand, schien sich alles ganz selbstverständlich abzuspielen. So hatte es auch mit dem Verbinden der Augen des Mediums seinen Haken. Zuerst wurde ein lederner Damenhandschuh über die Augen gelegt und erst dann ein Tuch darüber gebunden. Dieser Trick ist uralt. Es gelingt dem Medium leicht, durch gewisse Bewegungen der Stirnhaut die Binde zu verschieben, so daß es genügend sehen kann, indem es die Blicke seitwärts an der Nase entlanggleiten läßt.

Wichtig war auch der lange Vortrag, der nun folgte, und dem die Hörer doch ihre Aufmerksamkeit zu schenken hatten. Während dieser Zeit schüttete das Medium die Umschläge aus dem Hut, die Blumen als Deckung benutzend. Es öffnete die Umschläge, einen nach dem andern, und legte sie wie ein Spiel Karten vor sich. Der geisteswissenschaftliche Vortrag war in seiner Länge genau berechnet, diese Manipulationen zu unterstützen. Da das Medium die Karten in der linken Hand hielt, konnte es ein wenig mehr nach rechts rücken, so daß der ganze Körper bis auf die linke Hand von den Zuschauern gut gesehen werden konnte. Bevor der Vortrag zu Ende war, hatten die meisten Anwesenden längst vergessen, daß der Impresario überhaupt den Hut von dem Jungen je erhalten hatte. Es gab verschiedene Zuschauer, die nachträglich steif und fest darauf beharrten, der Hut sei nie aus den Händen des Knaben gekommen! Doch man weiß nur zu gut, wie schlimm es mit derartigen Aussagen beschaffen ist. Während der Impresario die Umschläge, in denen sich leere Karten befanden, hochhielt, las das Medium die vor ihm liegenden Schriften und verblüffte die Ahnungslosen, die, statt Übernatürliches

zu erleben oder gar Stimmen aus dem Jenseits zu vernehmen, einer nicht einmal besonders raffinierten Gaukelei zum Opfer gefallen waren. Das Eigenartigste vollzog sich aber erst während der nach dem Hellsehen erfolgten Sitzung. Der Impresario fand dabei Zeit, die Karten wieder mit Umschlägen zu versehen und mit den anderen zu vertauschen. Wunderbarer als gewisse okkultistische Vorgänge ist es, daß niemand Verdacht schöpfte, daß man die Karten erst nach der letzten Sitzung, gewissermaßen zum Abschied, als Andenken ausgehändigt erhielt. Dieses hellseherische Verfahren kann auch in anderer Weise durchgeführt werden. Während der Impresario die Umschläge hochhält, kann das vermeintliche Medium zuerst die Fragen vorlesen und die Handschrift beschreiben. Dann könnte der angebliche Hellseher die Umschläge verlangen, um durch Berührung mit den Schreibern in „Rapport" zu kommen. In diesem Falle blieben die leeren Umschläge hinter den Blumen oder sonstiger „Deckung", und in der linken Hand bliebe nur die eine Karte, die gerade gelesen wird, verborgen. Wenn das Medium die verschlossenen Umschläge erhält, sollte es diese in seine linke Hand, gerade über die Karte legen und eine Seite des Umschlags aufreißen. Dann sollte es die Karte anscheinend herausnehmen, in Wirklichkeit aber die h i n t e r dem Umschlag befindliche Karte mit der Rechten hervorziehen. Nun folgt ein weiterer Trick. Die Karte wird mit der rechten Hand gegen die Stirne gedrückt oder auf die Brust gepreßt und nun der Inhalt gelesen, während die linke Hand den geöffneten Umschlag auf den Tisch legt. Bei diesem recht unirdischen Trick, der wohl geistreich ist, aber mit übersinnlichen Gaben oder Mächten gar nichts zu tun hat, sollte das Medium sogleich, nachdem es die Karte gelesen, die Karte

dem Impresario mit der rechten Hand übergeben und diesen ersuchen, eine Person sofort zu dem Schreiber der Karte zu schicken, damit dieser bestätigt, daß es die seine ist. Nachdem dies geschehen ist, würde der zweite Taschenspieler, der Impresario, einen anderen Umschlag nehmen und der erste Gaukler wie vorher verfahren. Selbstverständlich müssen in diesem Falle nachher die aufgerissenen Umschläge und die leeren Karten beseitigt werden. Welche Manöver waren im zweiten Falle, der auf einer öffentlichen Bühne vor geladenen Gästen spielte, nötig, um den Eindruck des Hellsehens hervorzurufen? Bis zu dem Augenblick, da der Impresario den schwarzen Beutel zur Decke emporzog, war alles ohne Trick abgelaufen. Da rief jemand, er wolle seinen Umschlag noch einlegen. Sofort ließ der Impresario den Beutel wieder herab und ersuchte einen der ihm nahe sitzenden Männer, er möge so freundlich sein, den Beutel zu dem Herrn zu bringen, der noch etwas einzulegen wünsche. Diese beiden Personen waren Helfershelfer, sie vertauschten geschickt den ersten Beutel mit einem zweiten, den der eine bei sich verborgen gehalten hatte. Dieser ging dann mit dem Originalbeutel hinaus und durch eine Hintertüre auf die Bühne und blieb dort hinter den Kulissen. Der zweite Helfer reichte dem Impresario den Beutel, der diesen nun hochzog. Dieser Trick wird auch anders ausgeführt; der Impresario hält auf seinem Körper einen Beutel versteckt, den er vertauscht, nachdem er den Umschlag eingelegt hat. Befand sich der falsche Beutel an der Decke, so machte sich der Helfer hinter den Kulissen daran, die Fragen hintereinander auf einem Blatt Papier abzuschreiben, und versah jede mit der Nummer, welche der Umschlag trug. Dann steckte er die Karten wieder in die Umschläge, die der Impresario vorher mit Nummern

versehen hatte, und verschloß sie wieder. Sobald alle Fragen abgeschrieben waren, zog der Helfer das religiöse Erbauungsbuch vorsichtig zu sich heran, legte den Bogen mit den abgeschriebenen und numerierten Fragen hinein. In diesem Augenblick begann das Medium seine unruhige Wanderung, und der Impresario hielt seinen geisteswissenschaftlichen Vortrag über Hellsehen. Nachdem diese Aufklärung beendet war, nahm das Medium das Buch wieder auf, setzte sich auf einen Stuhl, öffnete das Buch, blätterte darin, las die erste Frage und begann dann, „hellsichtig" geworden, zu lesen. In allen weiteren Fällen wiederholte sich der gleiche Vorgang. Da der Hellseher zwischenhinein immer einige Sätze aus dem Buche vorlas, geriet kein Mensch auf den Verdacht, wie dieser Humbug sich abspielte. Dazu trug noch wesentlich bei, daß der Hellseher jedesmal, wenn er den im Gedächtnis behaltenen Inhalt einer Karte mit geschlossenen Augen und in traumverlorenen Zustand versunken bekanntgab, das Buch so hielt, daß man die aufgeschlagenen Seiten sehen konnte. Waren alle Karten gelesen, dann bot sich das Schauspiel der körperlichen und geistigen Erschöpfung des Mediums. Der Impresario ließ den Beutel wieder herab und leerte den Inhalt auf einen Tisch. Dann brachte er aus dem Hintergrund der Bühne einen kleinen, aus Weiden geflochtenen Korb herbei, in den er die Umschläge hineinlegte. Nun ging er unter die Zuschauer und verteilte die ungeöffneten Umschläge den Nummern nach, die jeder der Frager sich merken mußte. Dieser Korb war ein kleines besonderes Kunstwerk, das den Taschenspielern auch zu anderen Zwecken dient. Das Körbchen ist innen mit Stoff gefüttert; kehrt man den Griff nach unten, so hält dieser zwei Klappen gegen die Seitenteile des Korbes fest. Umschläge, die auf dem Bo-

den des Korbes liegen, werden durch diese Klappen verdeckt, und solche, die vor dem Trick mit dem Griff zwischen den Seiten verborgen waren, sind nun sichtbar.

Bei der dritten Düpierung der Wundergläubigen, die ebenfalls auf einer Bühne vor sich ging, wurden die falschen Umschläge gegen die Seiten des Korbes gelegt und der Griff heruntergedrückt, während sie der Impresario sammelte. Während er sich zu dem Medium begab, drückte er gegen den Griff, dadurch die falschen Umschläge freigebend und die richtigen auf dem Boden des Korbes verbergend. Die falschen Umschläge wurden dann auf den Tisch geworfen und das Körbchen in der Nähe der Bühne so abgestellt, daß ein Helfer es an sich ziehen konnte. Das Medium trat in diesem Falle in einem orientalischen Kostüm auf und trug einen großen Turban auf dem Kopf. Der Hellseher war mit der Geisterwelt telephonisch verbunden und benützte einen modernen Apparat zur raffinierten Täuschung. Der Helfer hinter den Kulissen teilte dem Gaukler alle Fragen durchs Telephon mit. Die Drähte gingen unter dem auf der Bühne liegenden Teppich zu verschiedenen Kontaktstellen, wovon sich eine unter dem Stuhl befand. Unter dem Teppich lagen noch zwei andere Drähte, die nach verschiedenen Stellen der Bühne leiteten. Eine große, vom Turban herabhängende Quaste verbarg das darin enthaltene Hörrohr. Zwei dünne Drähte führten vom Hörrohr am Körper des Mediums entlang; sie waren in seinen Schuhen mit anderen Drähten verbunden, die bis auf die Sohlen der Schuhe hindurchgingen; dort waren sie an Kupferplatten angelötet. Setzte der Hellseher die Füße auf die Kontaktstifte, so vernahm er alles, was hinter der Bühne gesprochen wurde. Sobald er eine neue Frage zu hören wünschte, gab er ein Klingelzeichen,

schien dann jedesmal im höchsten Grade unruhig, blieb an den für ihn kenntlichen Stellen stehen und stellte die Verbindung her. Da er von Ort zu Ort wechselnd hell-sehend wurde, konnte niemand diesen Trick vermuten. War die letzte Karte gelesen und trat der gut gespielte Erschöpfungszustand ein, dann mußte der Impresario die Decke zur Verhüllung der Füße verwenden. Nun trat der Impresario zum Bühnenhintergrund, holte dort den Korb, der mit den Originalumschlägen bereit stand, ging zum Tisch, warf die falschen, unbeschriebenen Karten ein, nahm den Korb, gebrauchte den Trick mit dem Griff und gab die vermeintlich „ungeöffneten" Umschläge den höchst erstaunten und befriedigten Zuschauern zurück. Selbstverständlich hatte der Helfer hinter den Kulissen die Karten wieder in neue, vorher vom Impresario numerierte Umschläge gesteckt. Diese waren hinter der Klappe des Korbes verborgen und der Korb auf den Tisch, der im Hintergrund stand, gestellt worden.

Es würde zu weit führen, wenn noch weitere derartige Tricke beschrieben würden, die zum Hellsehen in zwei Räumen gebraucht werden, wo die Täuschungen, die auf einer Bühne möglich sind, nicht angewendet werden können. Dazu bedarf es nur eines „Mediums" und einer zweiten Person. Der Taschenspielerkorb ist aber dazu unentbehrlich.

Bis zum heutigen Tag ist kein völlig einwandfreier Fall von Hellseherei der beschriebenen Art bekannt, und die Okkultisten tun unrecht, den Gelehrten vorzuwerfen, sie fänden diese Offenbarungen der Prüfung unwürdig. In den Kreisen der Gläubigen hat man so vieles vergessen, was dagegen spricht, daß die Wissenschaftler sich nicht um diese Vorgänge gekümmert hätten. So hatte sich in Paris im Jahre 1837 Dr. Berna anheischig ge-

macht, vor Zeugen der medizinischen Fakultät die Tatsache des Hellsehens zu beweisen; er behauptete, daß jemand im damals magnetisch genannten Zustand, nach heutiger Bezeichnung in der Hypnose ohne Benützung der Augen und des Lichtes eine verschlossene Schrift lesen würde. Man ging darauf ein. Dr. Bernas Versuche schlugen gänzlich fehl. In diesem Jahre setzte Burdin einen Preis von dreitausend Franken für denjenigen aus, der im magnetischen Zustand innerhalb der nächsten drei Jahre ohne Gebrauch der Augen und des Lichtes eine Schrift lesen würde. Im Jahre 1840 war der Preis verfallen. Es hatte sich niemand gefunden, der den Beweis des Hellsehens unter den von Burdin geforderten Bedingungen erbringen konnte.

Heute ist der Streit um hellseherische Fähigkeiten wieder im Gang. Professor Albert Moll in Berlin hat Versuchsanordnungen festgestellt, die von bekannten Hellsehern zwar verschiedentlich angenommen wurden, aber ergebnislos verliefen. Moll ließ ihm selbst unbekannte Schriftteile in schwarzes, undurchsichtiges Papier hüllen und in eine Glasröhre einschmelzen, die dann noch mit Gips umhüllt wurde, um jeden Versuch einer vorgenommenen künstlichen Öffnung auszuschließen. Die Versuchsperson, ein weibliches Medium, das sonst als Hellseherin bekannt war, bemühte sich vergeblich. Am 8. Februar 1921 begannen die Versuche mit den wie oben behandelten Röhren und zogen sich bis zum 22. Mai 1921 hin. Nicht der geringste Beweis konnte dafür erbracht werden, daß jemand bei strenger Anordnung der Versuche auf hellseherische Weise eine Schrift zu lesen vermöchte.

Professor Albert Moll schreibt: Freilich wird oft behauptet, die Versuche mit dem Hellsehen seien so ange-

stellt worden, daß keiner der Anwesenden das Ergebnis kannte. Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube. Die meisten Protokolle solcher Sitzungen sind so wirr und unzuverlässig, die darüber veröffentlichten Berichte oft so voller Widersprüche, daß ich den Verfassern nicht ohne weiteres zutraue, daß sie in allen Fällen Wahrheit und Dichtung unterscheiden können. Es ist dies aber durchaus nicht der Mangel des Charakters, sondern liegt oft an der Einstellung der Betreffenden, zum großen Teil auch an der Suggestivwirkung. Die Suggestion durch andere neben der eigenen Kritiklosigkeit ist überhaupt der beste Boden für okkultistische Phantastereien.

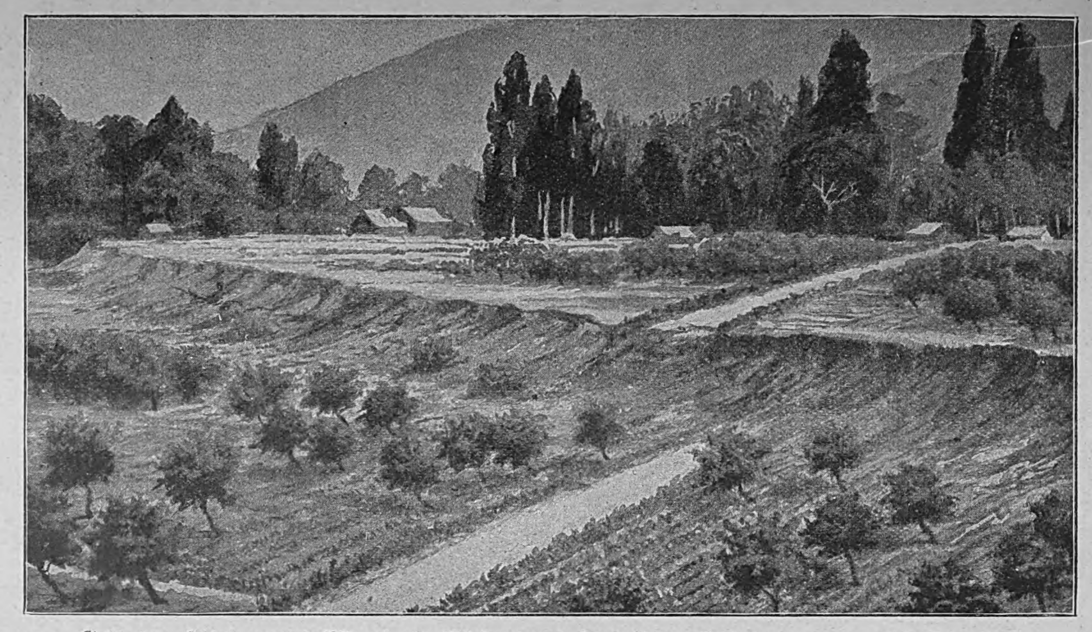
Als Moll bei einem Hellsehversuch, der bei ihm gemacht wurde, erklärte, von Hellsehen könne eigentlich nur dann die Rede sein, wenn ein Medium etwas mitteilt, was kein anderer wissen oder erfahren haben kann, stieß er auf Bedenken. Er schlug vor, in einen Umschlag einen Zettel zu legen, dessen Inhalt Moll unbekannt sei. Dieser Inhalt sollte dann durch Hellsehen festgestellt werden. Da lautete die Antwort: „So weit sind wir noch nicht." Dazu bemerkt Moll: Man sollte es nicht für möglich halten, welcher Mangel an Bildung bei vielen besteht, die heute experimentieren, denn es ist ein trauriger Mangel an Bildung, wenn Dinge, die seit dreißig, fünfzig, ja fast achtzig Jahren erklärt sind, als Hellsehen bezeichnet werden.

Da es aber immer wieder Menschen gibt, die sich mit solchen fragwürdigen Versuchen beschäftigen, kann man sich nicht wundern, daß Medien darauf ausgehen, diese Wundersucht zu befriedigen. Wenn einzelne darüber zu den Tricken der Taschenspieler greifen, so ist das verständlich, wenn es auch im höchsten Grade verwerflich genannt werden muß.

Häusliches Leben im fernen Osten

Von Emil Artur Rinäcker / Mit 16 Bildern

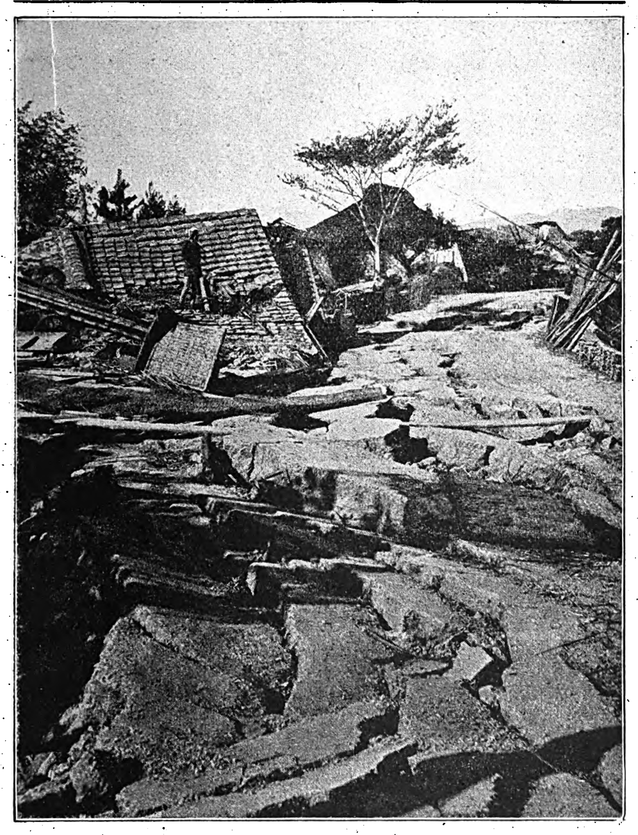
Japan ist ein Land der großen Kontraste. Seit man sich dort darum bemüht, Europas abendländische Kultur anzunehmen und aus den Vereinigten Staaten Nordamerikas Brauchbares einzuführen, ist wohl ein großer Teil des Zaubers, den das alte Japan besaß, verschwunden; aber nicht im ganzen Reiche des Mikados fanden westliche Zivilisationsformen Eingang. In einer Reihe von Städten dampfen zwar Fabrikschlöte, rauchen Essen und dröhnen Maschinen, es gibt aber doch noch Reste, die davon unberührt geblieben sind. Nicht überall gibt es Landstraßen, auf denen Automobile rasen, Eisenbahnen können nicht alle Teile verbinden, und für Telegraphenanlagen und Telephonleitungen bestehen Grenzen, die so rasch nicht überschritten werden können. Der Bauer ist auch in Japan ein konservatives Element des Volkes und beharrt bei seiner alten Lebensweise. Ja, auch in den Städten kam es seit 1887 zu Rückschlägen. War man im ersten Taumel der Europäisierung so weit gegangen, alles Einheimische zu mißachten, so regte sich doch bald die Besinnung. War es auch von der Regierung vorgeschrieben, daß alle Beamten sich nach westlicher Mode kleiden sollten, so legten doch im eigenen Hause viele wieder die altgewohnte Tracht an. Die Stimmung schlug um. Man bekannte sich zu der Parole: „Japan für die Japaner, und laßt uns ein japanisches Japan sein!“ Ausländische Beamte wurden entlassen und durch einheimische ersetzt. Die alte Kleidung gelangte wieder zur Schätzung. Man wandte sich dem japanischen Sport zu



Geländeverschiebung bei Midori als Wirkung des japanischen Erdbebens am 20. Oktober 1891.

und betrachtete die nationalen Altertümer mit anderen Augen als zuvor. Nicht alles, was „fremd" war, galt um dessentwillen als „gut". Man entdeckte, daß Mut, Patriotismus und Treue spezifisch japanische Tugenden sind, oder daß japanischer Mut, japanischer Patriotismus und Treue in unvergleichlich hellerer Glorie strahlen als die Eigenschaften, die mit den gleichen Worten in anderen Ländern belegt werden. Die Frauen legten die europäische Kleidung ab und schickten den westlichen „Plunder" in die Trödelläden, wohin bald auch die fremdländischen Möbel folgten. Sogar in Europa ausgebildete Japaner setzten sich nach altem Heimatsbrauch wieder auf den mit Matten belegten Boden; im eigenen Hause trug man den Kimono, die nationale Kleidung. Statt das vorher unbekannte Brot weiterzugenießen, kehrte man zum Reis als Hauptnahrung zurück. Die Regierung betrieb die Reformen nach westlichem Vorbild weiter. Am Hofe muß man in europäischer Kleidung erscheinen; aber der Umformungsprozeß im ganzen Lande geriet doch ins Stocken. Gab es doch auch so vieles aus der Fremde Übernommene, das sich für Japan nicht als richtig und brauchbar erwies, manches, was sich den anderen klimatischen und geologischen Verhältnissen nicht überall anpassen ließ.

So dauert in gewissen Gegenden Japans der Winter verhältnismäßig länger und ist kälter als etwa in Italien oder Tunis, die in gleichen Breitengraden mit Nord- und Südjapan liegen. Der Sommer ist heißer und reicher an Niederschlägen; Juni und September sind die Hauptregenzeiten. Im Sommer hat man die Taifune, die verheerenden Wirbelstürme, zu fürchten, die den Häusern gefährlich werden können. Wiederholt ist es in alter und neuer Zeit vorgekommen, daß ein Taifun in wenigen Minuten ganze Dörfer und Stadtteile in Trümmer-



Erdbeben in Zentraljapan am 20. Oktober 1891. Hauptherd der Zerstörung. Schollenförmiges Zerbrechen des Alluvialbodens.

haufen verwandelte. Dazu kommt noch, daß Japan eines der erdbebenreichsten Gebiete der Welt ist. Es gibt dort mehr als ein Pompeji oder Herkulaneum, von Vulkanausbrüchen verschüttete Stätten. Eine Menge Wohn-

stätten und Tempel sind durch Erdbeben, Vulkanausbrüche oder Springfluten zugrunde gegangen, die man gelegentlich entdeckte. Verschiedene Tempel in Tokio sind mehr als einmal durch Erdbeben schwer heimgesucht worden. Der Tempel der fünfhundert Genien war einst mit einem halben Tausend hölzernen, überlebensgroßen Statuen geschmückt. Die buntfarbenen Standbilder befanden sich auf Estraden und Galerien; manche standen in den Haupträumen und in Seitenkapellen neben einem kolossalen Buddhabilde. Ein Erdbeben zerstörte den größten Teil dieses Bauwerkes; die verstümmelten Genien wurden in einem Bretterschuppen aufbewahrt. Viele der gewaltigen Buddhabildwerke, die da und dort im Freien stehen, umgab einst ein Tempelbau, der durch Katastrophen vernichtet wurde. Da ringsum alle Spuren der Bauwerke verschwunden waren, glaubte man, die Statuen wären einst in der freien Landschaft errichtet worden. Kaum ein anderes Land ist von der Macht von Naturgewalten so heimgesucht wie Japan. Erdbeben legten ganze Städte in Trümmer, Wirbelstürme rasten verheerend über Land und Meer, Springfluten verwandelten in Sekunden weite Küstenstrecken und blühende Länderstriche in ein nasses Grab.

Erdbeben sind in Japan immer zu fürchten, und zwar meist in den Wintermonaten vom Januar bis März. Nicht selten folgen diesen unabwehrbaren Naturereignissen verheerende Brände. So entstand 1885 in Tokio nach einem Erdbeben durch das plötzliche Umfallen von Tausenden von Kerzen und brennenden Kohlenbecken ein gewaltiger Brand, dem ein ganzer Stadtteil zum Opfer fiel.

Wagrecht auftretende Erderschütterungen werden weniger gefürchtet; sie verlaufen in der Regel ungefährlich.

Senkrechte Stöße wirken fast immer verhängnisvoll. Unsere Abbildungen lassen einen geringen Teil der vernichtenden Gewalt eines zentraljapanischen Erdbebens



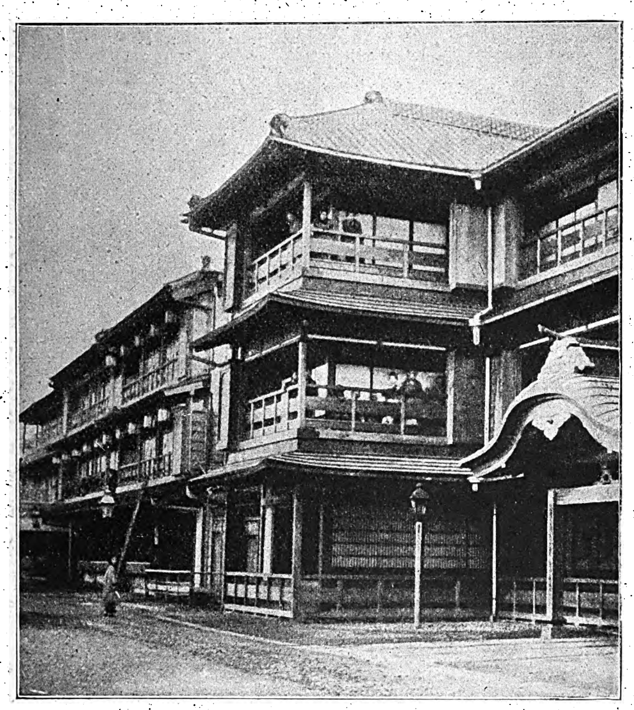
Zerstörung durch das Seebeben vom 14. Juni 1897 an der Küste von Nordjapan. Über fünfzehntausend Menschenleben gingen zugrunde, und fast fünftausend Häuser wurden vernichtet. Die Hafenstadt Kamaishi verschwand mit fünftausend Einwohnern vollständig vom Erdboden.

erkennen, das im Oktober 1891 stattfand. Tokio ist 1855 in einen völligen Trümmerhaufen verwandelt worden. Bei einem in der gleichen Stadt erfolgten Erdbeben stürz-

ten außer zahllosen Häusern auch die Gebäude der deutschen und italienischen Gesandtschaft ein. Steinbauten sind in Japan durch solche Naturereignisse noch weit mehr gefährdet als die einheimischen Holzhäuser; die europäischen Bautechniker suchten sich diesen Verhältnissen anzupassen. Man faßte steinerne Wände in hölzernes Rahmenwerk, Schornsteine hielt man möglichst niedrig und verlegte sie an die Außenwände der Bauten, um bei ihrem Einsturz das Dach nicht zu gefährden. Es wurden auch besonders konstruierte elastische Eisenträger verwendet. Bei der Anlage modern eingerichteter Fabriken müssen die Fundamente eigens angelegt werden, da die Maschinen von Erdbeben oft vernichtet wurden. Es gibt in Japan Gebiete, in denen der Errichtung von Fabriken natürliche Grenzen gezogen sind. So zeigt sich, daß die klimatischen und geologischen Verhältnisse eines Erdstriches auf die Lebensgestaltung eines Volkes von Einfluß sind. In Japan entstand deshalb eine besondere Art des Hausbaues, die, all diesen Umständen entsprechend, sich nicht verkennen läßt. Gäbe es dort nicht genügend Holz, so würde die Form der Bauten auch durch den Mangel dieses Materials anders geworden sein und im Zusammenhang damit die gesamten Lebensformen.

Das japanische Holzhaus hat sich im Laufe der Jahrtausende aus dem alten Pfahlbau entwickelt, der teilweise auf einem Rost von Pfählen stand. Die tragenden Pfosten des Hauses ruhen auf ausgehöhlten Steinplatten nicht *in*, sondern *auf* der Erde. Zwischen der Erde und dem Boden der Gebäude bleibt ein freier Raum; der Schwerpunkt des Bauwerkes ist *über* die Erdoberfläche verlegt, wodurch es bei Erschütterungen des Bodens durch Erdbeben widerstandsfähiger ist. Es gibt demnach keine Keller. Während der Regenzeit kann von

unten her keine Feuchtigkeit eindringen. Das auf den Pfeilern ruhende schwere Dach lädt weit aus und bietet zureichenden Schutz vor Sonne und Regen. Als Deck-



Häuser in Tokio (Japan).

material werden Stroh, Schindeln oder eigenartig geformte, gebrannte Ziegel verwendet. Ziegelbau zur Herstellung von Wänden war in Japan noch um 1870 unbekannt. Aus Steinen gemauerte Wände bilden bei Erdbeben eine große Gefahr für die Bewohner eines Hauses; sie verlieren durch Risse ihre Festigkeit und stürzen leicht ein.

Das altjapanische, meist nur für eine Familie berechnete, einstöckige und nur seltener zwei Stockwerke ohne Bodenraum umfassende Haus besteht im wesentlichen aus Holz und Papier. Außer den das Dach stützenden Pfählen und einzelnen festen Wandteilen, die gleichfalls aus Holz errichtet sind, ist in diesen Häusern alles beweglich; sie sind so konstruiert, daß wenigstens bei horizontal erfolgenden Erdstößen der Einsturz weniger leicht zu befürchten ist, als dies bei fester Bauart mit gemauerten Wänden der Fall wäre. Schiebewände, die unten und oben in Fugen gleiten, finden sich an der Stelle von Türen; Schlösser oder Riegel gibt es nicht, die Innenräume sind nicht abschließbar. Diese beweglichen Wände bestehen aus sorgfältig ineinandergefügten Rahmen, die beiderseits mit zähem, pappeartigem Papier bespannt sind; sie lassen sich mit einem Handgriff leicht aus dem Falz heben, wodurch mehrere Räume in einen verwandelt werden. Oft sind diese Rahmen nur mit weißem Papier bespannt; es gibt aber auch leichte, gefällige Muster in hellen Farben, überstreut mit gepulvertem Glimmer oder Goldpulver. Manchmal sind sie mit Tuschzeichnungen bemalt; Baumgruppen, Landschaften, Blumen, Tiere und Vögel sind darauf zu sehen. Die japanische Kunst fand im Schmuck dieser Hausteile ein schier unerschöpfliches Gebiet der Anwendung ihres unvergleichlichen Könnens; entzückende Arbeiten auf Goldgrund sind Zeugnis dafür. Die Drucktechnik des farbigen Holzschnittes bemächtigte sich des Bedürfnisses nach diesem Schmuck; es entstanden prächtige Papiere zum Überziehen der beweglichen Wandteile. Die uns so ungewohnte Auffassung ostasiatischer Kunst, die es liebt, in eigenartiger Weise so zu komponieren, daß Teile von Tieren und Gestalten durchschnitten sind, ist nur dadurch zu erklären, daß man

sich an den Anblick übereinandergeschobener Wandstücke gewöhnte, die dann nur einen Teil der Bemalung zeigten.

Das japanische Haus umgibt eine Veranda, die gleichfalls, wie im Innern des Baues, mit Schiebetüren, „Wetterläden", versehen ist, die, aus Brettern gezimmert, zwischen dem Dachrand und der Veranda in Fälzen beweglich sind; an gewissen Stellen der Veranda findet sich ein holzverschlagener Kasten, in dem diese Wandteile zusammengeschoben und wie in einem Schrank verwahrt werden können. Während der guten Jahreszeit und tagsüber werden alle beweglichen Außen- und Zwischenwände je nach Bedarf entfernt; die Veranda wird dann zu einem Teil des Hauses, das höchstens nach zwei Seiten feste Außenwände und auch diese nur in geringer Flächenausdehnung hat. Im Sommer, wenn alle beweglichen Teile verschoben oder ganz herausgenommen sind, ist das Haus eine offene Halle, die Luft und Licht freien Zutritt gewährt. Gegen Sturm, Regen und Kälte sowie beim Einbruch der Nacht schützt man sich durch die an der Außenseite befindlichen Wetterläden, die innen mit Querhölzern zu verschließen sind.

Bei Nacht ist das geschlossene Haus völlig dunkel, deshalb ist die Beleuchtung durch Papierlaternen geboten. Die besten Räume des japanischen Hauses werden nach Süden angelegt; von dort finden kühlere, sommerliche Brisen Zugang, und man ist auch gegen die Winde des Winters geschützt. Nach Süden, der Sonnenseite, gelegen ist auch das Gärtchen, das, wenn auch noch so klein, fast bei jedem Hause angelegt ist. Der japanische Ziergarten ist mit keiner anderen Anlage in der Welt vergleichbar. Obwohl er häufig nur einige Quadratmeter umfaßt, wird darin eine große Landschaft nachgeahmt. In diesen Zwergengärtchen findet man seltsam geformte Steine, ver-

witterte und bemooste Felsstückchen, ein fließendes Wässerchen mit einem winzigen Teich, in dem kleine Goldfischchen schwimmen. Allerlei zwerghafte, kunstvoll gezogene Bäume und Pflanzen sind nach der Größe so eingesetzt, daß sie in perspektivischer Verkürzung eine weite Landschaft vortäuschen. Steinlaternen, kleine Brücken, winzige Tempelchen und Häuschen, die da und dort stehen, verstärken den Eindruck einer großen, weiträumigen Landschaft. Die oft raffiniert geschmackvoll angelegten „Gärten" sind der Stolz ihrer Besitzer, die sich kindlich darüber freuen und auch die sorgfältigste Pflege daran wenden.



Japanisches Gärtnerkunststück. Zwergpflaumenbaum, fünfhundert Jahre alt; ein Meter hoch.

Für den Ausländer ist es ungewohnt, mit einbrechender Nacht oder nach Sonnenaufgang die mit dem Schließen und Öffnen des Hauses verbundenen Geräusche zu vernehmen. Der Lärm in Gasthäusern japanischer Art, in den Teehäusern hat anfangs manchen schon um die Ruhe gebracht. Doch auch daran gewöhnt man sich bald. Abgeschlossenheit in unserem Sinne kennt der Japaner nicht; Vater, Mutter, Brüder, Schwestern, Großeltern und Enkel leben miteinander in engster Gemeinschaft. Nur

Papierwände trennen den einen bei seinem Tun und Treiben vom anderen. Das Haus ist sozusagen durchsichtig, schon dem Kinde bleibt nichts verborgen. Mit Recht hat man gesagt, daraus erklärt sich die sichere Unbefangenheit, das naive Sichgehenlassen, das dem Ja-



Eine Hochzeit der Mittelklasse in Japan. Die Braut trägt eine weiße Kopfbedeckung. Geschenke stehen auf der Matte. Die Leute sitzen vor einer mit Papier überzogenen „spanischen Wand".

paner von Jugend an eigen ist. Unser Sprichwort: „Die Wände haben Ohren" könnte in Japan kaum entstanden sein. Man lebt während der guten Jahreszeit in einem Grade „öffentlich", der den Fremden überrascht. Der Japaner hat für niemand ein Geheimnis; oberhalb des Gürtels unbekleidete Weiber gehen ihren häuslichen Ver-

richtungen nach, man sieht schlafende oder rauchende Männer am Boden liegen. Im Halbdunkel spielen Kinder. In einer Ecke glüht das Kohlenfeuer, dort brennt eine Lampe vor einem Hausgötzen. Frauen lassen sich frisieren und kleiden sich aus oder an. Der Japaner bemerkt das unbekümmerte Treiben wohl, aber er sieht es nicht. Das zu tun, wäre unschicklich! Betritt ein Fremder das Haus, so klatscht er in die Hände, um sich bemerkbar zu machen. Er versteht deshalb nicht, daß wir gewohnt sind, an der Türe zu klopfen, um Einlaß zu begehren. Wird es im Winter frühzeitig dunkel, dann ersetzt man einen Teil der hölzernen Wände durch Schiebetüren, die, mit geöltem Papier überzogen, durchsichtig sind.

Wir dürfen unsere Papiere nicht mit japanischen vergleichen; dort versteht man dem aus Pflanzenfasern gewonnenen Papier eine ungeheure Festigkeit zu geben. In keinem Lande ist die Verwendung von Papier zu den verschiedenartigsten Zwecken so allgemein wie in Japan. Außer zum Schreiben und Bedrucken verwendet man es zu Fensterscheiben, Schnupftüchern, wasserdichten Kleidungsstücken, Sonnen- und Regenschirmen, Laternen, Lichtdochten, Bindfaden und Staubwedeln. Die Hauptbestandteile dieses Stoffes sind Bastfasern des Papiermaulbeerbaumes und Bambusrohstoffe. Man versteht Papier herzustellen, das ungemein zäh und kaum zerreißbar ist. Es gibt aber auch seidenartig zartes, weiches Papier und bedruckte Buntpapiere von hoher Schönheit. Stark geölte Papiere wurden früher statt des völlig fehlenden Leders gemacht, ein vorzügliches Erzeugnis, das zu Sätteln, Taschen, Schirmen, Tabaksbeuteln, Regenmänteln und Luftkissen verarbeitet wurde. Aus Papier bereitete geölte Fensterscheiben haben in der Formgebung höchst reizvolle Wasserzeichen.

Die Japaner lebten Jahrhunderte, ohne Stiefel oder Schuhe aus Leder zu tragen. Als Buddhisten aßen sie auch kein Fleisch; nur Fische und Geflügel galten als erlaubt. Um 1870 sollten die Soldaten Fleisch genießen, eine Neuerung, die heftigsten Widerstand hervorrief. Auch Lederschuhe sollten sie tragen. Da fanden sich keine Schuster, die Leder verarbeiten wollten, denn seit der Annahme des Buddhismus blickte man auf alle, die irgend etwas mit Schlachten, Töten, Zubereiten oder Verarbeiten von Leder zu tun hatten, mit Entsetzen und Verachtung. Ein verachteter Volksteil, die Eta, übten solche Berufe aus; sie galten als unehrlich wie der Henker. Da versprach man in der Not den Adel jenen, die sich entschließen würden, Schuhe aus Leder zu verfertigen.

Wie sieht nun ein japanisches Zimmer aus? Ein paar Worte mögen vorbereiten: „Unser Ziel ist die größte Feinheit des Geschmackes; alles was an Prunk erinnern könnte, wird mit religiösem Abscheu verbannt.“ In Japan gibt es so vieles nicht, was uns unentbehrlich ist; wir sind unglücklich, daß manches nicht mehr zu erschwingen ist, woran dem Japaner nichts liegt, wonach er nicht das leiseste Bedürfnis empfindet. Es gibt dort keine Möbel in unserem Sinne, weder Tisch noch Stuhl, keine Büfette, Kredenzen, Vertikos, Prunkschränke, Bettgestelle, Diwane, Sofas, Klubsessel und gepolsterte Bänke, Klaviere und so manches andere. Nach all diesem Mobiliar verlangt es keinen Japaner, der gewohnt ist, auf Binsenmatten zu kauern. In dieser Haltung nimmt er Nahrung zu sich, arbeitet und studiert, schreibt und schafft er. Die Matten haben ein Einheitsmaß von einem zu zwei Metern und können in bestimmter Zahl so gelegt werden, daß der Boden verschieden großer Zimmer damit genau bedeckt werden kann. Das bietet den ungeheuren Vorteil,

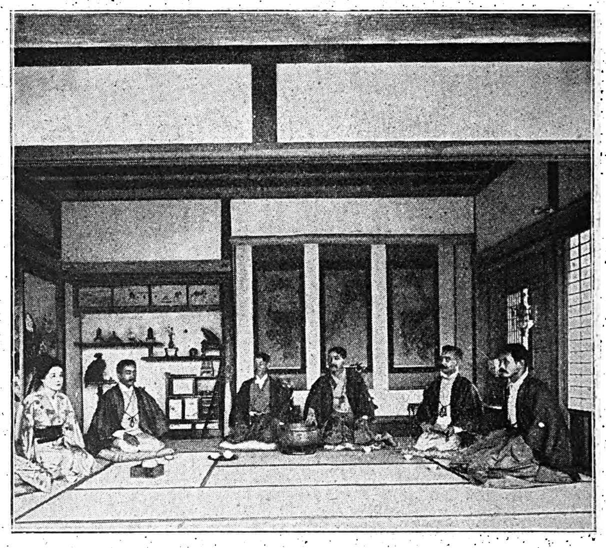
daß man alle zu einem Hausbau nötigen Teile in genauen Maßnormen herzustellen vermag. Deshalb werden niedergebrannte oder sonstwie vernichtete Häuser in überraschend kurzer Zeit wieder aufgebaut. Da der Ostasiate gewohnt ist, auf dem Boden zu sitzen, muß die Matte so rein gehalten werden wie bei uns das Tischtuch. Mit Recht ist gesagt worden, der oberste Schmuck des japanischen Hauses ist Sauberkeit. Der Japaner trägt keine Strümpfe; nur kurze Socken, die gleich unseren Kinder- oder Bauernfäustlingen einen besonderen „Finger" für die große Zehe haben. In diese Gliederung fügt sich der strickartige Teil einer einfachen, aus Stroh geflochtenen Sandale ein. Auf der Straße trägt man in Japan Holzsandalen, wie dies ähnlich im sprichwörtlich als sauber geltenden Holland üblich ist. In seinem Heim, im Theater, Tempel oder Teehaus legt der Japaner vor der Türe Holz- und Strohsandalen ab; kein Schmutzstäubchen darf auf die Matte gebracht werden. Fremde müssen sich diesem Brauch fügen und ihre Stiefel ausziehen. Betritt man einen der rechteckigen Räume japanischer Häuser, so findet man drei Wände, die teilweise oder ganz aus beweglichen Schiebeteilen bestehen; die vierte Wand enthält eine für das häusliche Leben wichtige Estrade, das Tokonoma, in dem die Götterbildnisse ihren Platz finden, das Kakemono, ein Rollbild, aufgehängt und Blumenvase, Leuchter und Räuchergefäß aufgestellt sind. Bei Besuchen, insbesondere bei größeren Teegesellschaften, wird unter den im Hause aufbewahrten Bilderschätzen eine sorgfältige Auswahl getroffen; einen Blütenzweig oder besonders schöne Blumen sucht man in einer Vase kunstvoll anzuordnen.

Neben dem Tokonoma befindet sich noch ein verschließbarer, innen mit Fächern versehener Alkoven, das Chigaidana, ein Ersatz für unsere Schränke, in dem die unent-



Japaner beim Essen. An der Wand hängt ein Kakemono. Rückwärts befinden sich offene Wandborde, auf denen Gefäße stehen. Ein Teil dieser Einrichtung ist mit einer hellfarbenen Papierschiebetüre versehen.

behrlichsten Gebrauchsgegenstände Platz finden. Schreibgeräte, Toilettenmittel, Bücher, Tabak und vieles andere werden in schmucken Lackkästchen oder kleinen Etageren untergebracht, die nur geringen Raum beanspruchen.

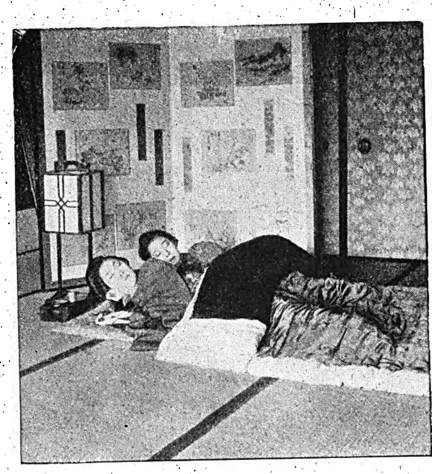


Japanische Teegesellschaft. Die Teilnehmer sitzen auf Polstern. Man sieht das bronzene Kohlenbecken, das auf der Matte steht. An der Wand hängen drei Kakemono. Offene Wandborde, auf denen Zierstücke verteilt sind, vier Kästchen mit Türen und schrankartige Abteilungen sind zu erkennen. Rechts befindet sich der Teil einer Schiebetüre mit ölgetränkten Papierfenstern.

Zum Lesen und Schreiben oder zum Speisen werden kleine niedrige „Tischchen", Präsentierteller, Eßkasten herbeigebracht, deren Höhe sich aus der hockenden Stellung der Japaner ergibt.

In fast allen Räumen befindet sich das Chigai-dana,

ein mindestens ein Meter tiefes, schrankartiges Gelaß, in dem hinter Papiertüren Matratzen, Nachtgewand, Moskitonetze, Gestelle von Lampen mit daran aufzuhängenden Papierlaternen und Speisegeräte aufbewahrt werden. Da und dort finden sich noch offene Wandborde und schrankartige Kästchen mit Schiebetüren zum Aufstellen von Nippsachen, zum Verwahren von Porzellan und allerlei kleinerem Hausrat, Büchern und Kleidern. An gewissen Plätzen befinden sich Gestelle zu Kohlenbecken. Schöne Lackgeräte, die man in schlechten Nachahmungen oder für den Export bestimmten Arbeiten in unseren Teehandlungen findet, sind unentbehrlich für den Japaner; sie werden zum Speisen aufgetragen, und man braucht sie als Schachteln, Kasten und Büchsen im Haushalt zu verschiedensten Zwecken.

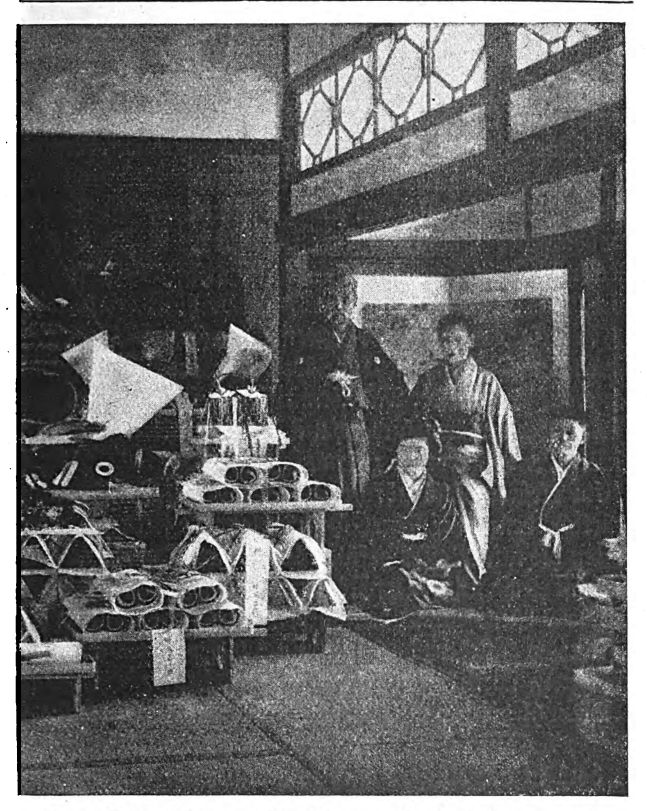


Zur nächtlichen Ruhe gebettete Schwestern. Zu ihren Häupten steht eine aus lackiertem Holz und ölgetränktem Papier gefertigte Laterne.

Unerschwinglich sind bei uns heute Betten. Der abgehärtete Japaner braucht weder eine Bettstelle aus Holz oder Messing und ebensowenig unsere weichen Federbetten. Wenn die Nacht kommt, schlüpft er in einen

Schlafsack mit Ärmeln und streckt sich auf einer wattierten Decke irgendwo im Zimmer aus; er legt sein Haupt auf die Makura, eine zwanzig Zentimeter lange und zehn Zentimeter hohe hölzerne Nackenstütze, die oben mit einer Stoffrolle gepolstert ist. Ein besonderes Schlafzimmer kennt man in Japan nicht, ein Umstand, der einer größeren Familie erlaubt, mit wenigen Räumen auszukommen. Setzschirme, sogenannte „spanische Wände", deren Füllungen mit Papier überzogen, durch eingelegte Arbeit oder kunstvolle Bemalung geschmückt sind, gestatten jedem Schläfer, seine Lagerstätte beliebig abzugrenzen und vor neugierigen Blicken zu schützen. Am Tage finden diese zusammenklappbaren Wände ähnliche Verwendung oder werden irgendwo an die Wand oder in eine Ecke gestellt.

Für die warme Jahreszeit hat man leichtere, für den Winter wattierte Nachtröcke, Kaimaki, wozu unter Umständen noch eine baumwollene, mit Seide oder Krepp bezogene Decke kommt, die darübergebreitet wird. Wer auf dem Boden sitzt, ißt und arbeitet, bedarf auch keines erhöhten Bettgestelles; er schläft nach dem Gebote Buddhas auf der Matte. Auf die Nackenstütze wird häufig ein Kissen aus Papier gelegt, das nächtlich erneuert wird. Diese Art zu ruhen muß gewöhnt sein; die Frauen dürfen den Kopf nicht auf ein Polster legen, da sonst ihre kunstvolle Frisur, die meist nur zweimal wöchentlich erneuert wird, leiden müßte. Vor Moskitos schützt man sich durch ein Mückennetz aus grünem Flor, das an vier Schnüren an Nägeln in der Wand aufgehängt wird. Auf einem Holzgestell befindet sich eine große Laterne von geöltem Papier, die eine kleine mit Öl gespeiste Lampe enthält, in der ein mit Wachs imprägnierter Papierdocht langsam brennt. Eine solche mehr oder weniger kunstvoll gearbeitete Laterne steht gewöhnlich zu Häupten der Schläfer.



Japanisches Ehepaar. Im Zimmer ist ein Teil der darin aufgestellten Hochzeitsgeschenke zu sehen.

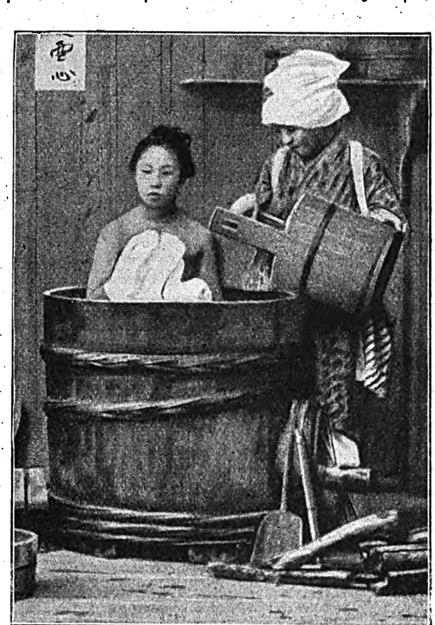
Welche Sorgen bereiten uns die Öfen und noch mehr die Heizstoffe! Im japanischen Hause gibt es nur Kohlenbecken, die ja einst auch bei uns nicht unbekannt waren. Aus allen möglichen Stoffen hergestellt, aus reichgeschmückter Bronze, in Kupfer getrieben, aus Gußeisen,

Porzellan oder Steingut geformt, bildet das Kohlenbecken der Japaner oft einen besonderen Schmuck der Wohnung. Bei einigen Formen sind Boden und Außenwände mit schlecht wärmeleitenden Stoffen versehen; diese Wärmespender, in denen Holzkohlen glühen, können unbedenklich auf Matten gestellt werden. In manchen Häusern befindet sich an einer bestimmten Stelle ein quadratischer Ausschnitt im Fußboden, in dem das Becken Platz findet. Man setzt ein tischartiges Gestell darüber, das mit einer größeren Decke verhüllt wird. Wer sich in besonders kalten Nächten wärmen will, legt sich daneben nieder und zieht die Decke so über sich, daß nur der Kopf frei bleibt. Manchmal finden sich mehrere Familienglieder wärmesuchend mit ihren wattierten Schlafröcken um das Kotasu zusammen.

Ein kleines Kohlenöfchen ist jahraus, jahrein unentbehrlich, denn auf seiner Holzkohlenglut steht zu allen Zeiten die mit Wasser gefüllte Teekanne. Im einfachsten Falle ist es ein mit feuerfestem Lehm ausgestrichenes Holzkästchen. Auch zum Tabakrauchen findet sich ein mit Lehm gesichertes Kistchen, doch wird auch dieses Gerät aus verschiedenen Werkstoffen kunstreich hergestellt.

Obwohl die japanische Kochkunst, dem Geschmack der Kinder des Ostens entsprechend, reich entwickelt ist, bedarf es doch in der Küche keiner umständlichen Einrichtung. Der Herd besteht aus einem Holzgestell, das mit feuerfestem Lehm überbaut und ummantelt ist; er trägt eine mit runden Löchern versehene Eisenplatte zum Einstellen der Töpfe. Als Brennstoff dient Holzkohle von Eichen- und Kastanienbäumen; auch Brikette aus Steinkohlenpulver, in kugelige Form gepreßt, werden verwendet. Der Rauch zieht durch Fensteröffnungen ab. Vieles Geschirr ist aus Holz; Schöpfer aus Bambusrohrteilen. Kessel

zum Waschen sind aus Eisen oder Kupfer; die Küche dient auch als Waschraum. In der Küche, wie im ganzen japanischen Hause, wird alles peinlichst rein gehalten. In kleinbürgerlichen Kreisen wird meist nur der Reis als Hauptnahrungsmittel im Hause zubereitet; andere Gerichte, allerlei Knollengewächse, Gurken und Pilze, geröstete Fische und Weichtiere, werden aus Garküchen auf lackierten Speisebrettern über die Straße getragen.



Japanerin im warmen Hausbade.

Der ärmste Kuli in Japan nimmt täglich sein heißes Bad, und die Einrichtung dazu fehlt nirgends, selbst in entlegenen Dörfern nicht. Wo es irgend möglich ist, hat man aber auch im eigenen Hause ein Bad und die dazugehörige sinnreiche Heizeinrichtung; eine große Kufe, in der man sitzend baden kann, befindet sich im einfachsten Haushalt. Der Japaner badet am Abend nach beendigter Arbeit. Da er bald zur Ruhe geht, ist es begreiflich, daß der wattierte Schlafrock nicht gewaschen wird.

Beim Essen setzt man sich auf die Matte. Zuerst wird Sake oder Tee aus Schalen getrunken; beides genießt man ohne Zucker. Sake ist ein alkoholisches, aus Reis hergestelltes Genußmittel, das im Geschmack mildem Xereswein ähnelt, der einen leichten Beigeschmack nach einem alten Faß hat. Dann wird gewöhnlich Reis in einem Lacknapf aufgetragen; jeder füllt sich eine Schale voll. Fische, Krabben, Fleisch oder Zuspeisen werden mit zwei Stäbchen erfaßt, die an Stelle unserer Gabel gebraucht werden; Löffel und Messer sind unbekannt. Von den aus Bambus oder auch aus Elfenbein gefertigten Stäbchen wird das eine zwischen Daumen und Zeigefinger gezwängt, das andere hält man zwischen Mittel- und Ringfinger fest. Es ist ein altes Wort, das auch auf die verschiedenartigen Nahrungs- und Genußmittel anzuwenden ist: „Über Geschmack läßt sich nicht streiten." Manche japanische Speisen sind für westliche Gaumen ungenießbar, doch gibt es auch solche, die Europäern zusagen und von ihnen gerne genossen werden. In besseren Häusern ist das Eßgeschirr mannigfaltig; meist besteht es aus hölzernen, mit dem unnachahmlichen schwarzen oder farbigen Lack überzogenen Schalen, Schüsseln, Untersätzen und Büchsen von verschiedenster Größe. Dazu kommen Tassen und Teetöpfe aus Porzellan und solche aus poröser Töpfererde, die außen mit Firnis überzogen sind.

Bei aller Gewähltheit wirkt ein japanischer Raum nie prunkhaft, vorhandener Reichtum wird nicht aufdringlich ausgebreitet und zur Schau gestellt. Da die Wohlhabenden nicht protzen, fühlen sich auch weniger Begüterte nicht arm, und was noch wichtiger ist, von der Oberschicht gehen keine verderblichen Einflüsse aus. Lädt der Japaner Gäste zu sich, so bemüht man sich, unter dem wenigen im Tokonoma Gezeigten das Erlesenste auszuwählen, denn

diese Dinge werden zum Gegenstand von Gesprächen. Hat man sich darüber genug unterhalten, dann werden die übrigen Kostbarkeiten gezeigt. Doch geschieht auch das nicht, um damit zu renommieren; man weiß vor allem die Schönheit der Kunstwerke zu schätzen; es ist nicht der Geldwert, der sie in den Augen des Japaners bedeutsam erscheinen läßt, sondern die geschmackvolle Arbeit. Leider haben um der Mode willen auch europäische Kulturgreuel in Japan Eingang gefunden.



Spielende japanische Kinder.

Wenn die Kleidung der Frauen dort auch wesentlich teuerer ist, so wechselt dafür die Mode nicht so rasch. Kleider der Mütter werden auf die Töchter vererbt; man schätzt auch an diesen Erzeugnissen mehr die Schönheit eines Musters, die Art des Stoffes und der Webekunst.

Die kleinen, dem Gebrauchszweck nach untergeordneten Dinge sind nicht selten die kunstvollst gearbeiteten. Wunder an feinster Arbeit sind die Schreibzeuge, aber auch die Kistchen der Raucher sind reizvoll geschmückt. Der japanischen Frau wird das Rauchen nicht verübelt.

Man hat Japan das „Paradies der Kinder" genannt;

ein lange unter diesem Volke lebender Europäer meint, man solle es lieber als das „Paradies der Erwachsenen" rühmen. Ungetrübt verfließt den Kindern die Jugend; sie werden mit der gleichen zarten Sorgfalt und Liebe gepflegt, die man an Pflanzen und Blumen verwendet. Kinder hören nie ein hartes Wort, stets zeigt man ihnen ein freundliches Gesicht. Das wird den Kleinsten rasch zur Gewohnheit, und unbewußt nimmt das Kind in frühester Jugend die verbindlichen Umgangsformen der Erwachsenen an. Der Japaner schenkt gern und sucht die Seinen bei jeder Gelegenheit zu erfreuen. Am dritten März, dem Fest der Mädchen, ist jede Stadt mit Puppen geschmückt; es wird auch Fest der Puppen genannt. Das Fest der Knaben wird am fünften Mai allgemein gefeiert; allerlei Spielsachen, Reiter, Bogen und Pfeile werden feilgeboten. Neben dem Neujahrsfest zeichnet sich dieser Tag vor allen anderen durch Schmuck der Häuser und Straßen aus.



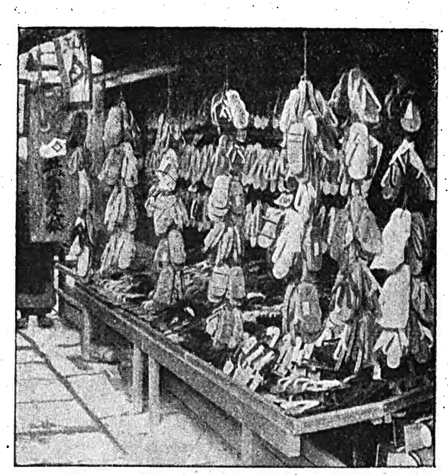
Beim Einkauf in einem Seidenwarenladen.

Am einunddreißigsten Lebenstage werden die Knaben, am dreiunddreißigsten die Mädchen geschmückt und feierlich zum Altar des Schutzgottes getragen und unter seinen

Schutz gestellt. Vom Priester erhalten die Kleinen Amulette, die sie nun immer bei sich haben. Außer diesem Amulett hängt man den Kindern auch ein Täfelchen an, das auf einer Seite mit dem Zeichen des Tierkreises versehen ist, das ihrem Geburtsjahr entspricht, auf der anderen befinden sich Namen und Wohnung der Eltern, damit die etwa verlaufenen Kleinen heimgebracht werden können. Ungefähr hundertneun Tage nach der Geburt wird das Fest des „ersten Essens" gefeiert. Aber es gibt noch viele andere Kinderfeste im „Paradies der Erwachsenen".

Bei der eigenartigen Bauart japanischer Häuser, die aus Holz und Papier bestehen, ist es begreiflich, daß Erdbeben und Wirbelstürme weniger zu fürchten sind als Feuer. Man sagt, daß Tokio innerhalb sieben Jahren einmal ganz den Flammen zum Opfer fällt; ganze Viertel brennen oft ab. Am 12. August 1899 wurden in Jokohama in vier Stunden eineinhalbtausend Häuser von den Flammen verzehrt. Es war ein Stadtteil von siebenhundert Meter Länge und vierhundert Meter Breite, in dem fast sechstausend Menschen ihr Obdach verloren. In größeren Städten gibt es mehrere Alarmtürme, einfache, dauerhaft gebaute Gerüste, in denen Leitern zu einem Raum für die Wächter führen, die im Brandfall mit einem ehernen Hammer an eine große Glocke schlagen. In jedem Feuerdistrikt gehen während der Nacht Wächter umher. Auf den Straßen stehen Bottiche mit Wasser und viele Eimer; vor dem Eingang zu Magazinen stehen hohe Pyramiden dieser Löschkübel, die im Brandfall von Hand zu Hand gereicht werden. In den Häusern stehen im Obergeschoß und auf dem Dach größere und kleinere mit Wasser gefüllte Behälter. Bei nahender Gefahr werden nasse Matten und grobe Leinwandtücher an den Türen und sonstigen Teilen der Häuser aufgehängt.

Häufig sieht man turmartige Speicherbauten, Kura genannt. Sie sind zwar gleichfalls aus Holz errichtet, aber mit dicken, gutverputzten Lehmwänden feuersicher gemacht. Die kleinen Fenster werden mit Eisenplatten verschlossen. Solche Schutzbauten sind manchmal das Eigentum einzelner Kaufleute, teils gehören sie mehreren, die dort ihr Eigentum verwahren. Alle Wertsachen und die je nach der Jahreszeit nicht gebrauchten Kleider werden darin untergebracht. Bricht irgendwo ein Brand aus, so sucht man alle Habseligkeiten in einem Kura zu retten. In der Stadt gehört zu jedem besseren Wohnhaus ein kleiner, ähnlich angelegter Speicher, der abseits vom Wohnhaus, in einer Ecke des Grundstückes steht.



Japanischer Schuhladen, in dem Strohsandalen verkauft werden.

Manches wäre noch über das Leben der Japaner zu sagen, die trotz ihrer Nachahmung der westlichen Zivilisationsformen noch vieles von alten Sitten und Bräuchen nicht aufgegeben haben. Wenn die schlimmen Nachwirkungen des Weltkrieges auch an diesem Lande nicht spurlos vorübergegangen sind, so empfindet man doch die Schäden nicht in so hohem Maße wie bei den übrigen

Kulturvölkern. Wohnungsnöte sind dort leichter zu beseitigen als anderwärts, und die Sorgen bei der Gründung eines Hausstandes erreichen niemals das gleiche Maß, denn man braucht dort so manches nicht, das uns unerläßlich scheint. Das gilt besonders von Möbeln, Betten und Schuhen. Doch Brauch und Sitte sind nun einmal in aller Welt gewaltige Mächte, denen man sich schwer zu entziehen vermag. So müssen wir den Kampf dagegen eben in unserer Weise zu bestehen suchen. Die harte Zeit wird viele bedürfnisloser machen. Gilt doch seit Jahren schon manches als Luxus, was vordem niemand dafür ansah. Können wir auch nicht leben wie die Japaner, so könnten uns doch ihre häuslichen Bedürfnisse als Beispiel gelten, daß den Menschen anderer Kulturen vieles nicht nötig ist, woran unser Herz hängt und wonach wir streben.

Rösselsprung

		Wer	un-		
	zen	lern'	lob	zen	
ziel	da	ta-	steu-	be-	kiel
sit-	am	küm-	fährt	und	sprit-
mert	ßem	er	del	am	nach
	hig	wenn	gro-	auf-	
		hoch	ru-		

Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes.

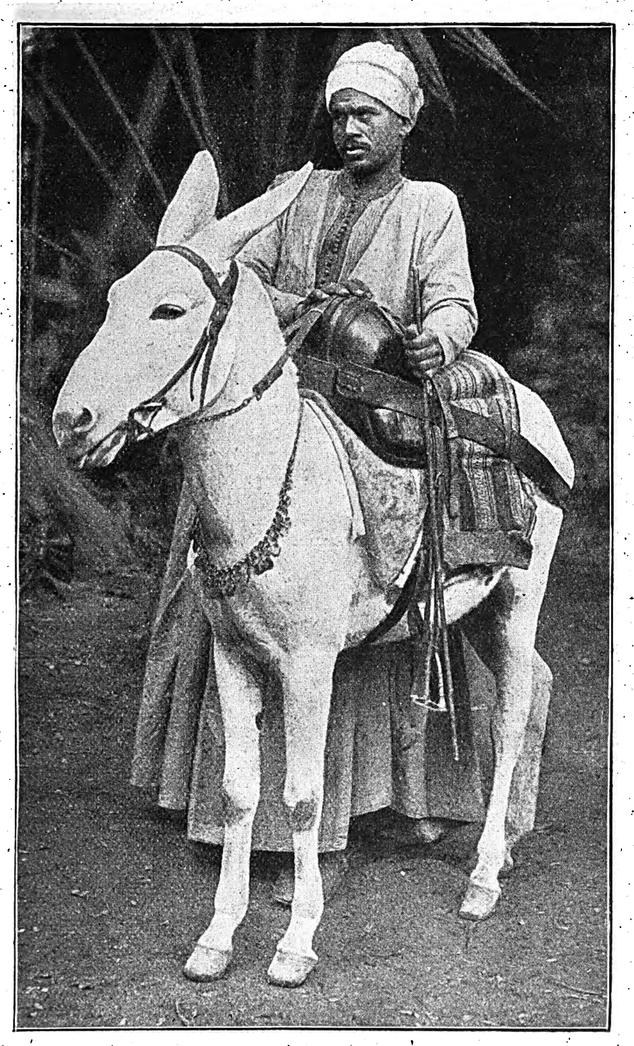
Der Albinismus, eine Entartungserscheinung bei Mensch und Tier

Von Dr. J. Bergner / Mit 12 Bildern

„Ein weißer Rabe!" heißt es seit alter Zeit von einem Ausnahmemenschen, dessen leuchtendes Charakterbild sich von der schwarzen Niedertracht alltäglicher Naturen ebenso abhebt wie das blendende Gefieder seines Namensvetters unter dessen schwarzer Sippschaft. So auffallend nun aber auch der vielgenannte weiße Rabe uns erscheinen mag, ist er doch häufiger, als man gewöhnlich annimmt, wenn auch die meisten hellbraun oder grau erscheinen. Derartig ungewöhnliche Geschöpfe sind mehr Verfolgungen durch Tier und Menschen ausgesetzt als ihre natürlich unscheinbar gefärbten Artgenossen. Im Daseinskampf vorzeitig unterliegend, können sie darum auch meist ihre Eigentümlichkeiten nicht vererben, so daß sich also schon daraus die verhältnismäßige Seltenheit freilebender Albinos oder Weißlinge erklärt. Die eigenartige Erscheinung beruht darauf, daß der natürliche Farbstoff den Körperdecken mehr oder weniger mangelt, ja, wo sie typisch ist, fehlt das Pigment sogar dem Auge, das, weil die Blutgefäße hervorschimmern, rot erscheint. So hübsch das uns auch dünken mag, so be-

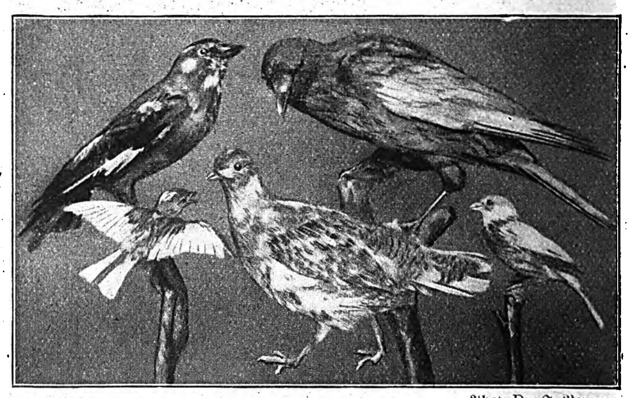


Phot Dr. J. Bergner.
Ein weißer Rabe.



Ein weißer Esel aus Kairo.

reitet es dem Tier doch eine rechte Qual, da das Tageslicht durch die farblosen Wandungen voll in das Innere des Auges tritt und blendet. Infolgedessen können solche zudem kurzsichtigen Geschöpfe nur in der Dämmerung oder bei Mondschein erträglich sehen. Die weißen Katzen sind dazu meist taub, und andere, wie die weißsüchtigen Pferde, die also im Unterschiede zu den

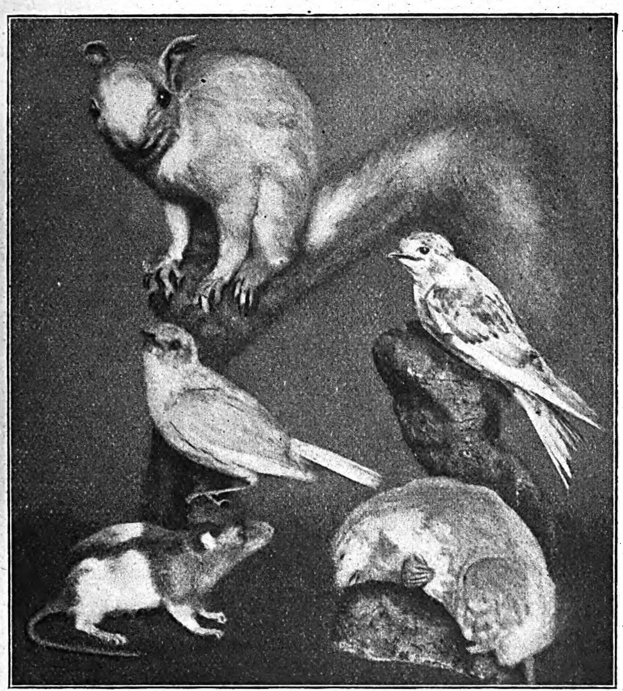


Phot. Dr. J. Bergner.

Verschiedene Beispiele des unvollkommenen, teilweisen und Scheinalbinismus. Scheckige Dohle. Bräunlichgraue Rabenkrähe. Sperling. Weißfedriges Rebhuhn. Grauammer.

Schimmeln rotäugig sind, pflanzen sich nicht fort, kurz, mit dem Albinismus sind derartige Störungen verbunden, daß man ihn wohl als eine Entartungserscheinung bezeichnen kann, die sich normalerweise nicht allzulang behauptet. Haustiere oder Hegewild, dazu auch solche, die als ungebetene Gäste, wie Ratten oder Mäuse, oft unbehelligt in Stallung oder Scheuer leben, können Generationen lang ihr Dasein fristen und zur Spielart werden, wie das Beispiel des zur Kaninchenjagd benützten Frettchens unserer Jäger lehrt, das nichts als

ein Albino des wildlebenden braunen Iltis ist. In fast allen Klassen des Tierreiches kommen gelegentlich derartige Formen in allen nur denkbaren Übergängen vom

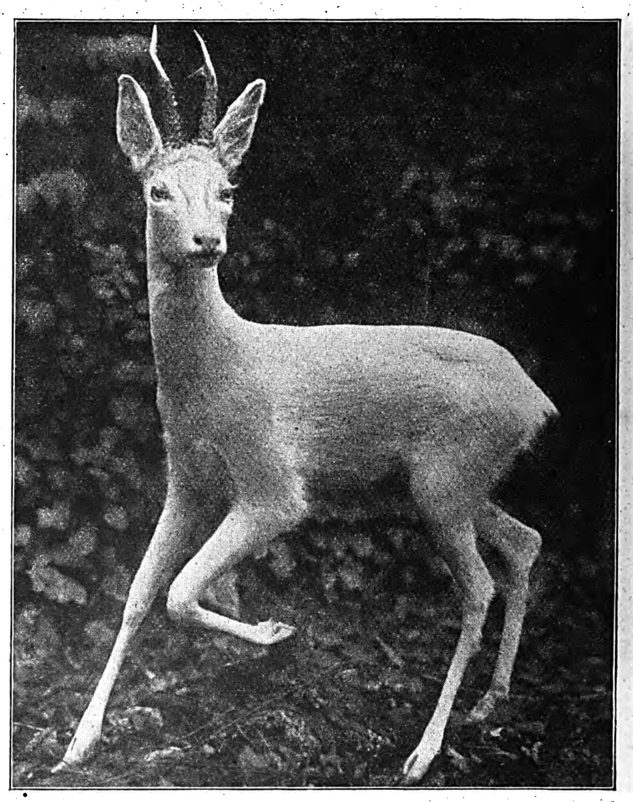


Phot. Dr. J. Bergner.

Vogel- und Säugetieralbinos. Eichhörnchen. Weißes Braunkehlchen. Gesprenkelte Stadt- oder Mehlschwalbe. Junge, scheckige Wanderratte. Lichtgrauer Maulwurf.

natürlichen Kolorit bis zum blendenden Weiß vor. Am meisten aber findet man die Weißlinge unter den Vögeln, die ja an Artenzahl die Säugetiere beträchtlich überwiegen. Vor allem neigen schwarze Tiere, wie Krähen,

Dohlen, Amseln und dergleichen, zu solcher Weißsucht, die hier natürlich auch am meisten auffällt. Wir bringen



Ein weißes Reh.

in unseren Abbildungen davon nur eine kleine Auswahl aus der reichhaltigen Sammlung des Stuttgarter Naturalienkabinetts. Da ist der ominöse weiße Rabe. In der Gruppe der Vogel- und Säugetieralbinos fällt ein

weißes, rotäugiges Eichhorn auf, es ist ein Vollalbino; weiß ist auch das allerliebste Sommervögelchen, das Braunkehlchen. Dagegen ist die Stadtschwalbe mehr scheckig und ebenso die junge Wanderratte, die dadurch an die hübsch gefleckten Tanzmäuse erinnert, während der

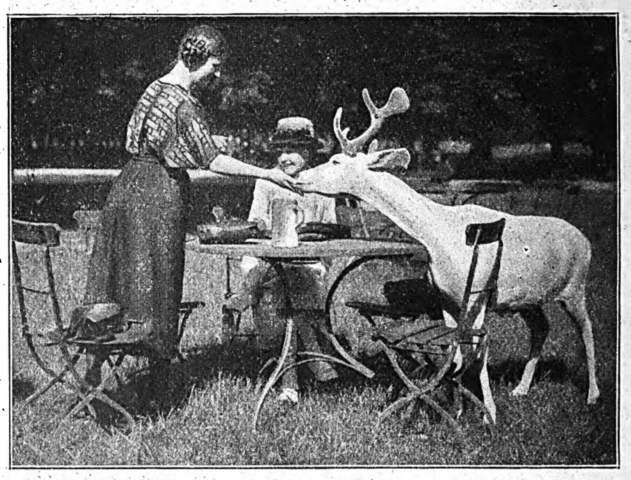


Phot. Dr. J. Bergner.

Ein prächtiger Steinmarderalbino.

Maulwurf mehr lichtgrau erscheint. Gelbliche, rötlich- oder bläulichgraue Tiere sind ja bei dem geschäftigen schwarzen Wühler gerade nicht selten, wie überhaupt der unvollkommene Albinismus, bei dem die natürlichen Farben nur schwächer sind, häufiger ist. Die isabellenfarbigen Pferde mit ihren lichten rötlichgelben Haaren sind wohl am meisten bekannt, und ebenso mag auch der sogenannte weiße, im besten Fall hell lederfarbene Elefant, der in

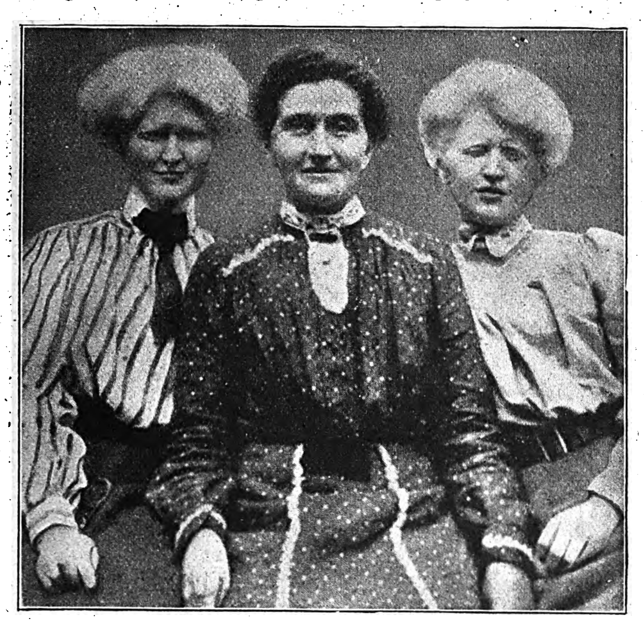
Siam so hoch in Ehren steht, daß der König dieses Landes sich auch „Herr des weißen Elefanten" nennt, im großen ganzen hierzu zählen. Fahl gefärbte Wildsauen und gelbliche Hasen sind unseren Jägern wohlbekannt. Es fragt sich, ob nicht auch unser blonder Menschenschlag sich dieser Form des Albinismus nähert, da nicht allein das



Ein gezähmter weißer Damhirsch.

Haar, besonders in der Jugend, auffallend hell ist, sondern auch die zarte, weiße Haut, gleich der Albinos, gegen stärkere Bestrahlung sehr empfindlich ist, ohne sich jedoch mangels des normalen Hautpigmentes so zu bräunen wie bei Dunkelhaarigen. Auch der teilweise Albinismus, bei dem entweder helle und dunkle Flächen, wie bei dem weißbeschwingten Spatzen und der sonst lerchenfarbenen Grauammer unserer Abbildung, miteinander wechseln oder mehr vereinzelte weiße Flecken auftreten, die ihrem Träger, so der dargestellten Dohle, mitunter ein mehr

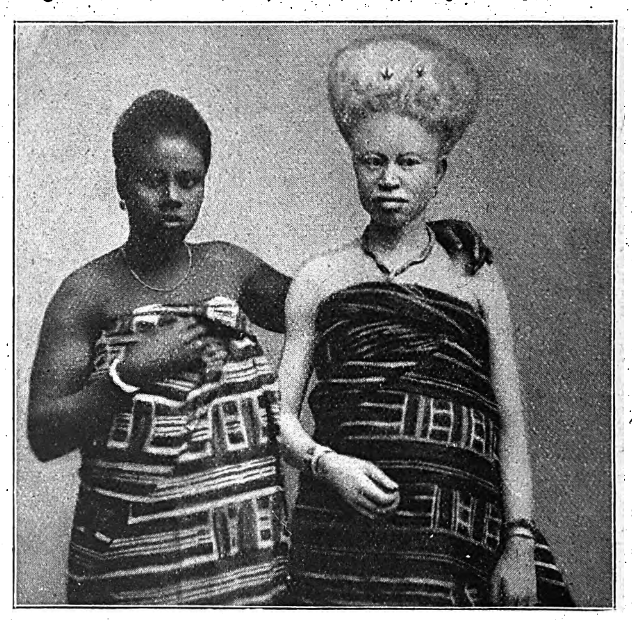
oder weniger scheckiges Aussehen geben, ist ziemlich verbreitet. Vor allem neigen solche Tiere dazu, deren Farbe und Zeichnung, wie bei unserem Rebhuhn, an sich schon eine unbestimmte, weil dem Boden angepaßte ist, da hier ja völlig weiße Färbung solchen Schutz ganz illusorisch



Mutter mit zwei Albinotöchtern.

machen würde. Wohl zu scheiden sind dagegen die durch Klima und Jahreszeit bedingten Weißfärbungen. So erscheint der noch in Schweden auch im Winter braune, veränderliche Hase in den Hochalpen ein halbes Jahr lang weiß, eine Färbung, die er in Norwegen acht bis neun Monate beibehält; im hohen Grönland ist diese Farbe dauernd. Und die Polartiere sind, wie der Eisbär,

teils beständig weiß oder, wie Eisfuchs, Schnee-Eule und Schneehuhn, wenigstens im langen Winter. Auch Höhlentiere, die vom Lichte abgeschlossen leben, sind hell gefärbt, wie etwa der bekannte blinde Molch, der Olm der Adelsberger Grotten Krains, durch dessen zarte Haut das



Eine weiße Negerin und ihre Schwester.

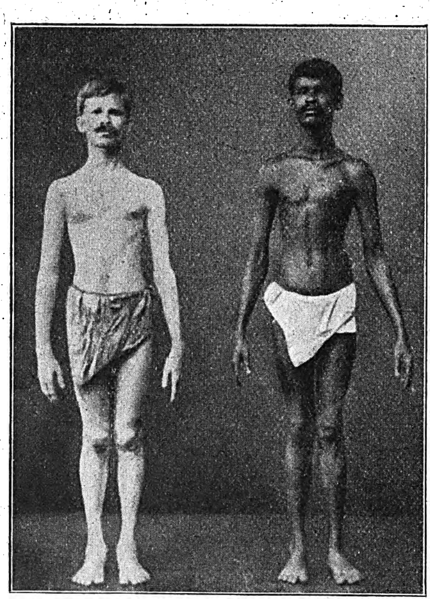
rote Blut hindurchschimmert. Desgleichen zeigen die im Holz bohrenden Larven und die Innenparasiten, die weißen Bandwürmer, gelbgrauen Spulwürmer und andere Scheußlichkeiten mehr, infolge ihres Aufenthaltes nicht nur Schwund der Farbe, sondern auch noch manche andere Rückbildungserscheinung. — Der echte Albinismus ist dagegen eine Ausnahme und in jedem Falle an-

geboren. Er findet sich sogar bei allen Menschenrassen, vor allem bei den dunkelhäutigen der Tropen, den Negern Afrikas, bei denen alle Formen dieser Weißsucht vorkommen. Solche Leukäthiopen oder weiße Mohren waren schon den Alten bekannt, die sie für eine besondere Rasse ansprachen, ein Glaube, der sich lang erhielt, denn selbst ein Gelehrter wie Buffon sah noch im achtzehnten Jahrhundert die Albinos von Ceylon dafür an. Der Umstand, daß diese unglücklichen Menschen vielfach verabscheut waren und sich deshalb in abgelegene Gegenden zurückzogen, um dort gemeinsam zu leben, mag solche Meinung wohl veranlaßt haben. Die Haut derartiger Dondos oder Blafards, wie man sie auch nennt, ist mattweiß oder schimmert rosig, während die Haare in der Färbung roher Seide gleichen. Am fremdartigsten aber wirkt der eigenartige Ausdruck des Gesichtes, weil die hellen Augenbrauen und Wimpern kaum wahrzunehmen sind und die roten, lichtscheuen Augen ständig zittern, sobald sie einen Gegenstand be-



Mutter und Kind.

trachten. Der meist nur mittelgroße Körper aber macht einen schwächlichen Eindruck und zeigt kein rechtes Ebenmaß; bald sind die Hände zu lang, die Ohren zu groß, bald Kopf und Hals zu dick. Auch gelbliche und rötliche Neger gibt es und solche, die nur teilweise entfärbt sind, so daß also, ähnlich wie bei der Elster, helle und dunkle Partien miteinander abwechseln, weshalb man sie auch Elsterneger nennt.

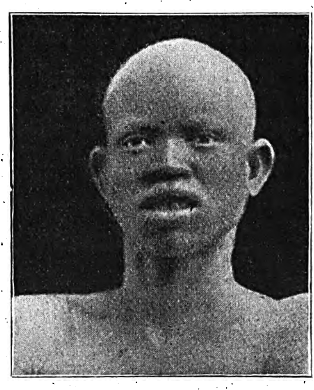


Phot. Dr. J. Bergner.

Zwei Singalesenbrüder.

Diese Erscheinung wird aber des öftern auch durch eine Pinta genannte, durch pflanzliche Parasiten verursachte Krankheit hervorgerufen, die namentlich im Norden von Südamerika, in Mexiko und Zentralamerika verbreitet ist. Auch das Auftreten eines anderen, als Vitiligo bezeichneten Übels, das den Körper mit kleinen, zerstreuten Flecken förmlich übersät, die allmählich wachsen und in seltenen Fällen zu einer völligen Entfärbung führen können, hat mit dem echten Albinismus ebensowenig etwas zu tun, wie die besonders in hohem Alter an den Handflächen und

Fußsohlen, doch auch an anderen Körperstellen entstehenden hellen Flecken, die hie und da zu größeren Flächen verschmelzen. Wahre Albinos aber stammen meist von normalen Eltern ab, doch bewirkten körperliche Erschöpfung der Mutter sowie Entwicklungshemmungen während des Keimlebens, daß kein Farbstoff zur Ausbildung gelangte.

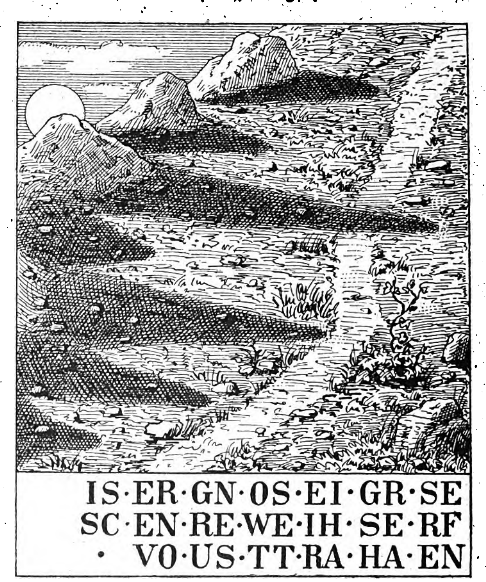


Zulualbino.

Nur einmal ist, soweit festgestellt, ein Albino mit besonderen Geistesgaben zu Ruhm und hohem Ansehen gelangt: es ist Milton, der Dichter des „Verlorenen Paradieses", das einst zu den gelesensten Dichtungen seiner Zeit gehörte. Der Marburger Anglist Professor Heinrich Mutschmann hat dies in einer sehr aufschlußreichen Abhandlung: „Milton und das Licht. Die Geschichte einer Seelenerkrankung" überzeugend nachgewiesen. Damit ist Miltons bisher unerklärliches Verhalten in mancher Beziehung verständlich geworden. Schon in seiner Jugend hatte er unter dem Spott seiner Kommilitonen zu leiden, die ihn ein Mädchen nannten. Er lebte auch nach Abschluß seiner Studien zurückgezogen und liebte, wie Mutschmann aus Miltons Dichtungen nachweist, vor allen aus seinem dichterischen Selbstporträt —, die Dämmerung und matte Beleuchtung. Als er später erblindet, tröstet er sich mit dem Gedanken, daß ihm jetzt das grelle Licht wenigstens keine Schmerzen mehr verursache.

Wie Tierversuche ergaben, begünstigt Feuchtigkeit und Kälte, die auf gewisse frühe Entwicklungsstufen einwirkt, das Auftreten von hellgefärbten Formen, und damit mag es denn wohl auch zusammenhängen, daß unsere altgermanischen Vorfahren ausgesprochen blonden Stammescharakter zeigten, da ja das Klima ihrer wälderreichen Heimat als kalt und feucht geschildert wird. Im Laufe der Jahrtausende hat es sich freilich wesentlich geändert, so daß in unseren Tagen, ganz abgesehen von der weitgehenden Mischung der Völker, die Dunkelhaarigen überwiegen.

Bilderrätsel „Bergschatten"



Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes.

Rabeneltern

Eine tierpsychologische Plauderei
von Heinz Welten

Beharrlich hält der Mensch an seinen Urteilen fest, am treuesten aber steht er zu seinen Vorurteilen. Denn sie sind nicht selten Urväterweisheit, von Geschlechtern auf Geschlechter vererbt; wer würde wagen, an ihnen zu zweifeln? Und doch wie unweise sind oft diese Überlieferungen! Am deutlichsten tritt das dort hervor, wo zur genaueren Kennzeichnung menschlicher Handlungen Vergleiche mit der Tierwelt gezogen wurden. Hier stellten unsere Altvorderen oft genug recht merkwürdige Behauptungen auf. Fast alle Tierbeispiele, die zur Charakteristik irgend einer menschlichen Untugend dienen, können mit gleichem Recht als Zeugnisse für die gegenteilige Eigenschaft gelten. Falsch ist die Katze, treu ist der Hund, edel ist der Löwe, diebisch ist die Elster, dumm ist der Esel, schlecht zu seinen Jungen ist der Kuckuck, und der Rabe ist — ein Rabenvater!

Wie steht es nun um die moralische Bewertung dieser Tiere, vom Standpunkt des Tierpsychologen gesehen?

So mit dem Bösewicht, dem Raben. Der Mensch — zu seinem Lobe gesagt — schätzt keine Tugend höher als die Liebe zu den Kindern. Wem dies Gefühl fehlt, der ist „schlimmer als ein Tier", denn das Tier liebt seine Jungen. Nur der Rabe soll das nicht tun. Wer sah schon einmal einen Raben, der seine Brut mißhandelte? Kein Mensch! Wer fand diesen Zug in einem wissenschaftlich abgefaßten Buch? Niemand! Ich schlage den Klassiker der Zoologen auf, den alten Brehm, und finde den Satz:

„Alle Raben dürfen, dem verleumderischen Sprichwort zum Trotz, als die fürsorglichsten Eltern bezeichnet werden.“ Ich nehme das große Meyersche Konversationslexikon vor — an dem namhafte Zoologen mitarbeiten — und lese Ähnliches: „Die Raben pflegen und verteidigen ihre Jungen sehr eifrig.“

Und doch redet man von Rabeneltern. Der kluge Mann sagt sich: „Irgend etwas Wahres muß doch wohl daran sein, denn ganz aus der Luft gegriffen sind solche Vorwürfe nicht. Einen Grund muß das Gerede doch haben.“

Der kluge Mann hat recht. Irgend etwas ist schon daran, nur daß es nichts Wahres ist. Und einen Grund hat das Gerede auch; aber man muß ihn erst suchen. Er liegt gar nicht so bequem zutage wie Gemeinplätze, die wir im Munde führen, ohne über ihren Sinn — oder Unsinn nachzudenken. Das „Irgendetwas“ liegt in der Beurteilung und Schätzung, die dem Raben seit alter Zeit und bei uns seit dem Mittelalter zuteil wird. Das Kulturvolk der Babylonier in den Euphrat- und Tigrisländern hatte zum Ausgleich der Zeitrechnung außer den bekannten zwölf Tierkreiszeichen noch ein dreizehntes: den Raben. Es galt als Unglückszeichen samt der Zahl dreizehn, die es geblieben ist. In alter Zeit beobachtete man auch die Vögel und weissagte aus ihrem Verhalten, ihrem Flug künftige Schicksale. Den Göttern der Ägypter, Griechen, Römer und Germanen waren Vögel heilig; Hug und Munin waren Odins Raben.

Mit Stolz nannten germanische Völker ihre Knaben nach dem Vogel: Wolfram, Bertram, Hramwolf, Ramfrid, Engilram; das „m“ am Schluß ist ein umgewandeltes „b“. Als Schicksalverkünder war von dem schwarzen Raben namentlich Böses zu erwarten. Galt doch fast bei allen Völkern die schwarze Farbe auch bei anderen

Tieren, wie Hunden, Katzen, Hühnern, als bedenklich. Unterweltlichen Mächten opferte man diese Tiere. Im altbabylonischen Sintflutbericht fliegt vor der weißen Taube ein Rabe aus; er setzt sich auf die Leichen, die auf dem Wasser schwimmen, und kehrt nicht mehr in die Arche zurück. Erst die Taube kündet den Frieden. Unsere Altvordern bezeichneten eine üble Nachricht als „Rabenbotschaft". Und bei Goethe heißt es noch:

„Die Taubenpost bedient den Frieden,
Der Krieg befiehlt die Rabenpost."

Von jeher ist der Rabe ein Allesfresser gewesen. In den Sprüchen Salomonis findet sich die Stelle: „Ein Auge, das den Vater verspottet und verachtet der Mutter zu gehorchen, das müssen die Raben am Bach aushacken."

Auf die unheimliche schwarze Farbe des Raben beziehen sich manche alte Worte. So sagte man: „Wer sich entschuldigt, dem geht's oft wie einem Raben, je mehr er sich wäscht, bleibt er doch schwarz." Oder sprichwörtlich kurz: „Es hilft kein Bad dem Raben."

Den alten Richtplätzen, der Stätte des Henkers und Scharfrichters, gab man den Namen „Rabenstein"; denn: „Wo ein Aas ist, sammeln sich die Raben"; am Hochgericht hielten die schwarzen Vögel ihre Gelage, und wo ein Galgen stand oder ein Rad aufgerichtet wurde, war gute Zeit für sie. Sie nährten sich vom Fleische der armen Sünder, und man schalt sie und im übertragenen Sinne verwahrloste Menschen „Galgenvögel", „Rabenvieh", „Rabenaas" und „Rabenvolk". Wer ein böses, schwarzes Herz hatte, von dem sagte man: „Er hat ein Rabenherz." Man sieht, der Schimpfnamen waren nicht wenige. Da fehlte nicht viel, bis die Mär vom Rabenvater, der Rabenmutter entstand. Die klugen, weisen

Raben Odins, Hug und Munin, wurden durch das Christentum verteufelt. Ihre Weisheit äußerte sich in übler Weise; sie „krächzten Unheil“, kündeten Böses, brachten „Rabenbotschaft“.

So erzählt denn schon der alte Konrad von Megenberg, der im vierzehnten Jahrhundert sein vielgelesenes „Buch der Natur“ schrieb: „Die Raben werfen etliche Jungen aus dem Nest, wenn sie die Arbeit verdrießt und sie nicht genug Nahrung finden.“ Damit war dem aus so vielen Einzelzügen zusammengesetzten üblen Charakter dieser „teuflischen“ Vögel eine bedenkliche Eigenschaft hinzugedichtet. Man erkennt, es war nicht naturwissenschaftliche Beobachtung, die zu solch fragwürdigen Ergebnissen führte, sondern Mythe und Sage. Der „Galgenvogel“ wurde aber nicht nur als grausam gegen seine eigene Brut geschildert, ein Dieb ist er obendrein, gerade so wie die Elster, die zur Familie der Raben gehört.

Wieder legt der kluge Mann den Finger an die Nase. „Ist denn nun das mit der Dieberei vielleicht auch nicht wahr? Soll auch dies bestritten werden? Hunderte haben zu ihrem Schaden erfahren, daß die vertrackten Vögel alles Glänzende stehlen: goldene Ringe, silberne Ketten, Edelsteine. So viele Schandtaten sind erwiesen, so viele Beweise können erbracht werden.“

Nichts soll bestritten werden, wofür die Beobachtung Beweise geliefert hat. Die „Stehlsucht“ ist bezeugt, und doch liegt es anders. Wahr ist, daß Raben und Elstern alles, was glänzt und ihnen erreichbar ist, forttragen. Unrecht aber ist es, sie deshalb Diebe zu schelten. Oder will man ernstlich glauben, daß diese Vögel unsere Menschenbegriffe von Mein und Dein kennen? Raben und Elstern — nicht sie allein, sondern andere Vögel auch — tragen zum Nestbau alles zusammen, was sie sehen und

fortbringen können, um es später auf seine Brauchbarkeit zu prüfen, und da beide Vögel gute Augen und starke Schwingen haben, mag manches Schmuckstück von ihnen „gestohlen" werden. Aber handeln andere Vögel anders? Wer Vogelnester kennt, wundert sich oft darüber, was alles in ihnen zu finden ist. Jeder Haarbüschel, jeder Strohhalm, jede bunte Feder darin ist — nach menschlicher Auffassung — gestohlen. Oder will man Unterschiede machen und die einen Tiere loben, die das, was uns wertlos, was uns lästig ist, wegtragen, wie die wilden Hunde im Orient, die alle gefallenen Tiere von der Straße wegschleppen, um sie zu verzehren, und will man die anderen Diebe und Spitzbuben schelten, weil das, was sie nehmen, für uns Wert besitzt? Alle Tiere nehmen, was ihnen verwendbar scheint, und nur der Zufall, ob dies für den Menschen wertvoll oder wertlos ist, stempelt die Nehmer zu Dieben oder zu — nützlichen Tieren.

Wie mit den diebischen Elstern und Raben, verhält es sich mit den dummen Eseln, den falschen Katzen, dem bösen Kuckuck, der seine Eier in fremde Nester legt, mit dem edlen Löwen und mit all den anderen Tieren, deren Handlungsweise wir nicht richtig beurteilen, weil wir mit unseren Augen sehen und unsere Auffassungen in das Tierreich übertragen, das mit dem der Menschen nichts gemein hat.

Die Katze und der Löwe sind beide Raubtiere, und in ihrer Art, in ihrer Gattung begründet liegt die Form ihres Angriffes, das leise Anschleichen und Belauern der Beute, um sie zuletzt anspringen zu können. Andere Raubtiere, die gut laufen können, hetzen ihre Beute zu Tode. Ist das weniger „falsch"? Dann ist auch der Jäger „falsch", der auf dem Anstand steht und das Wild erwartet, wenn es zur Tränke zieht.

Noch weniger sachlich steht es um die Beweisführung, wenn ein Esel dumm, ein „gieriger" Wolf gefräßig gescholten wird. Die „Dummheit" des Esels ist eine Folge der barbarischen Behandlung, die ihm der Mensch zuteil werden ließ. Die vermeintliche Dummheit und Störrigkeit sind die einzigen Hilfsmittel, über die das geplagte Tier verfügt. Wer einen Wildesel in Freiheit gesehen hat, wird ihn so wenig als ein Wildschaf für dumm halten können. Erst in der Zucht des Menschen wurden beide Tiere, was sie heute sind.

Auch mit dem Wolf und seiner sprichwörtlichen Gefräßigkeit hat es seine besondere Bewandtnis. Denn abgesehen davon, daß er als ein schnelles und starkes Tier auch viel Futter braucht und als Raubtier auf Fleischkost angewiesen ist, die ihm niemand freiwillig bietet, ist er in sehr vielen Fällen, in denen man ihm seine Gefräßigkeit zum Vorwurf macht, nur ein Opfer seiner Gatten- und Vaterliebe. Denn, wenn er Junge im Bau hat, ist er am gefräßigsten. Dann bricht er in Hürden ein, reißt die Lämmer nieder, füllt seinen Wanst und schleicht davon, kaum daß er noch kriechen kann. Wenn er im Bau ankommt, erbricht er alles wieder und füttert damit die Jungen und die Wölfin, die bei ihnen Wache hielt. So bringt er, da eine andere Art zu tragen ihm nicht von Natur gegeben ist, den Seinen Nahrung zu, und die vermeintliche Gefräßigkeit wird zum Beweis der Familientreue, die er oft genug mit dem Leben bezahlen muß.

Und mit dem Kuckuck, der sein Ei in fremde Nester legt, ist es nicht anders. Auch hier werden Vorgänge richtig gesehen, aber falsch gedeutet. Gewiß legt das Kuckucksweibchen seine Eier in fremde Nester; aber dies ist ein Naturzwang, da die Jungen sonst nie ausfliegen

würden. Der Kuckuck frißt — nur wenige andere Vögel tun dies — mit Vorliebe haarige Raupen. Da diese nur geringen Nährwert besitzen, muß er viele verzehren und darum einen sehr großen Magen haben. Der Magen aber macht ihm die Brutpflege unmöglich; denn jedes Vogelweibchen hat in seiner Bauchhöhle einen großen leeren Raum, in dem alle Eier eines Geleges gleichzeitig wachsen, gleichzeitig reifen und gleichzeitig, eines nach dem anderen, ausgestoßen werden können. Das ist die Grundbedingung, an die jedes Bebrüten geknüpft ist. Denn fast gleichzeitig — in kurzen Zwischenräumen nacheinander — müssen die Jungen auskriechen, da sonst die zuerst ausgekrochenen verhungern würden, wenn die anderen noch mehrere Tage bebrütet werden müssen. Diese Bedingungen kann seines großen Magens halber, der die Leibeshöhle fast ganz einnimmt, das Kuckucksweibchen nicht erfüllen. In seinem Leibe kann sich immer nur ein Ei entwickeln, und es muß, wenn es ausgewachsen ist, ausgestoßen werden, um dem nächsten Platz zu machen. Wie könnte der Vogel unter solchen Verhältnissen, an denen er schuldlos ist, seine Eier selbst bebrüten?

So steht es in Wahrheit um die vermeintliche geringe Kindesliebe des Kuckucks, sie ist gerade so wahr und so falsch wie die Gefräßigkeit des Wolfs, die Falschheit der Katze, die Diebischkeit der Elster und all die anderen bösen Eigenschaften, die wir bei dem Menschen finden und — auf Tiere übertragen.

Palindrom

Das Wort trug mich — wie war das schön! —
Voll Kraft jüngst über Tal und Höhn.
Drehst du's auch um — wie sonderbar! —
Es bleibt doch immer, was es war!

Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes.

Ferndiagnosen

Von Dr. Adolf Stark

Der Vergleich des menschlichen Körpers mit einer Maschine ist zwar leider schon über Gebühr abgedroschen und wird oft genug ohne Not mißbraucht, aber man kann doch in vielen Fällen dem Laien medizinische Themen auf diese Weise verständlich machen, statt Worte zu wählen, mit denen viele keinerlei Begriff verbinden können. Der Wert eines anschaulichen Bildes, welches das zu Erklärende leicht und klar verständlich macht, wird immer schätzenswert bleiben. Man muß stets bedenken, daß es sich nur um ein Bild handelt und nicht um die Sache.

So wie nun eine Maschine sogleich aufhört, richtig zu arbeiten, wenn irgendwo im Getriebe der vielen Räder und Rädchen auch nur eines beschädigt ist, geradeso entsteht im Körper eine Störung, wenn eines seiner Organe seine Funktion nicht mehr normal oder nur unvollkommen ausübt. Eine solche Störung äußert sich als Leiden. Und wie der Mechaniker, um die Maschine wieder in Ordnung zu bringen, erst einmal festzustellen sucht, welches der Räder nicht mehr oder mangelhaft funktioniert, so muß auch der Arzt, um das Leiden beheben zu können, den Sitz des Leidens feststellen. Die Diagnose ist daher einer der wichtigsten Teile der medizinischen Kunst, und von ihrem richtigen Erfassen hängt die angemessene Behandlung ab.

Während aber der Mechaniker jederzeit in der Lage ist, die Maschine zu zerlegen und jedes einzelne Teilchen genau zu untersuchen, muß der Arzt seine Schlüsse auf den Sitz

des Leidens meist aus den Störungen ziehen sowie aus Veränderungen des Körpers, welche durch gewisse Untersuchungsmethoden erkannt werden. Das Befühlen des Pulses ist eine der wertvollsten dieser Methoden. Es ist für den Laien unfaßbar, was der geübte Finger des Arztes alles aus dem Klopfen der kleinen Ader am Handgelenk zu schließen vermag. Und dabei sind wir in dieser Kunst nur Schüler, da uns noch andere und sicherere Methoden der Diagnostik zur Verfügung stehen. In China, wo gewisse Vorurteile die Untersuchung des Körpers den Ärzten unmöglich machen, werden von den eingeborenen Medizinern aus dem Zustand des Pulses oft verblüffende Diagnosen gestellt.

Unsere ärztlichen Untersuchungsmethoden sind hoch ausgebildet. Zur Besichtigung, Betastung, zum Behorchen und Beklopfen des Körpers gesellen sich chemische Untersuchungen, das Mikroskop ist ein unentbehrliches Instrument, feine Manometer messen den Druck in den Adern, und ihrem Wesen nach rätselhafte Lichtstrahlen entschleiern im Röntgenbild die Geheimnisse der im Innern des Körpers arbeitenden Organe. Trotz all dieser Hilfsmittel ist jedoch die Stellung einer Diagnose auch heute noch in vielen Fällen eine recht schwere und leider auch trügerische Kunst.

Trotzdem finden sich immer noch Leute, welche glauben, daß ein Arzt ihr Leiden beurteilen könne, ohne sie gesehen und untersucht zu haben! Und es finden sich immer noch Schwindler, die darauf ausgehen, diese Gläubigkeit entsprechend auszunützen. Betrüger, die „brieflich ordinieren" und „Ferndiagnosen" stellen, auf denen sie ihre Behandlung aufbauen, die im besten Falle zwar weder nützt noch fördert, meist jedoch schweren Schaden verursacht, schon deshalb, weil der Kranke kostbare Zeit vergeudet.

Denn je früher ein Leiden richtig erkannt wird, umso leichter wird es zu beheben sein.

Jeder Arzt, der eine ausgedehnte Landpraxis betrieben hat und deshalb oft nicht immer in der Lage war, den Kranken gleich aufzusuchen, weiß, wie unmöglich es ist, aus den Angaben der Angehörigen oder des Kranken selbst sich ein Bild von dem Leiden zu schaffen. Welch groteske Dinge hört man da! Der Laie hebt bei seiner Schilderung immer nur das hervor, was ihm auffällt. Besonders, wenn irgend ein bestimmt lokalisierter Schmerz fehlt, sind die Leute über das Wesen der Störung völlig im unklaren. Wie oft kommt es vor, daß sie nichts anderes zu berichten wissen, als daß der Kranke sich schwach fühle und keinen Appetit habe! Schmerzen werden oft maßlos übertrieben. Kleine Nebenstörungen, die besonders auffallen, obgleich sie mit dem Leiden gar nicht zusammenhängen, werden stark betont und für höchst wichtig gehalten. Kurz, je länger ein Arzt praktiziert und je mehr er Erfahrung in der Volkspsychologie erworben hat, umso schärfer muß sein Widerstreben gegen jede Art von Ferndiagnose werden.

Zu den unsinnigsten „Methoden" der Ferndiagnosen gehört es aber auch, wenn Erkrankungen ohne genaue Untersuchung und nur aus flüchtigster Beobachtung einzelner Körperteile gestellt werden. Auch hier spielen Schwindel und Humbug, Betrug und Selbstbetrug mit; der Kranke, der Hilfe sucht, wird nur zu leicht das Opfer eines Scharlatans, der im besten Falle, wenn er an seine Methode glaubt, was durchaus nicht immer der Fall ist, nicht nur den Kranken, sondern auch sich selber betrügt. Da behauptet der eine, alle Krankheiten aus den Augen lesen zu können, der andere stellt die Diagnose aus den Nackenhaaren oder den Linien der Hand, der dritte will

durch Harnuntersuchung, auch ohne den Kranken zu sehen, jedes Leiden feststellen. Diese verschiedenen abenteuerlichen Formen der Diagnosenstellung sind deshalb so gemeingefährlich, weil sie sich mit einem mehr oder weniger wissenschaftlichen Mäntelchen drapieren und die Unzulänglichkeit, um nicht zu sagen, das Schwindelhafte des Verfahrens selbst gebildeteren Kreisen nicht sofort ganz klar wird. Da bei solcher Behandlungsweise neben vielen falschen Diagnosen auch einmal ein Zufallstreffer vorkommt, der dann als Wunder hinausposaunt wird, finden solche Scharlatanereien anfangs bedeutenden Zulauf von jenen Kranken, die sich vor einer richtigen Untersuchung scheuen, und es gibt leider immer noch viele arztscheue Menschen. Wenn dann nach einiger Zeit das Ansehen des eine Weile angestaunten Wundermannes verblaßt, wird nicht etwa der Arzt gerufen, sondern irgend ein anderer Scharlatan bevorzugt.

Es wird keinem Menschen einfallen, eine verdorbene Uhr anderswohin als zum Uhrmacher zu tragen, eine beschädigte Maschine einem anderen als dem Mechaniker anzuvertrauen. Nur das größte Wunderwerk, unsern Körper, vertrauen manche einem Pfuscher an und glauben, den Fachmann entbehren zu können. Das wäre lächerlich, wenn es in seinen Folgen nicht vielfach so traurig ausgehen würde.

Logogriph

Mit „o" verderbe ich Metall,
Mit „a", wenn du recht müde bist,
Erquicke ich, und überall
Bin ich mit „e", was übrig ist.

Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes.

Mannigfaltiges

Ein Inder über seine Landsleute

In Indien gärt es. In den Leitartikeln der Zeitungen kann man lesen, daß England zittert vor der Erhebung der Aufständischen, seit das geknechtete Millionenvolk wieder einmal an seinen Ketten rüttelt. Ob die Zeit gekommen ist, da England der vernichtende Schlag in Indien treffen wird, kann niemand mit Gewißheit behaupten. Geschehen aber wird es einmal, daß der Brite erntet, was er gesät hat; Indien wird nicht ewig der Schemel seiner Füße sein. Wenn es aber gelingt, den Aufruhr zu ersticken, so liegt das vor allem am eigensten Wesen der Völker, die sich England unterworfen hat. Mag auch die jüngere Generation in Indien Wandlungen durchgemacht haben, so ist doch an dem Urteil, das ein Hindu, Wiwekananda Swami, vor fast fünfundzwanzig Jahren über sein Volk ausgesprochen hat, auch heute noch vieles Wahre. Dieser gebildete Mann hielt damals in Madras, Kombakonam und in anderen Städten Vorträge, in denen er folgendes offen und ungeschminkt aussprach: „Verglichen mit anderen Völkern sind wir schwach. Zuerst nenne ich unsere Körperschwäche als Ursache von wenigstens einem Drittel all unserer Fehler und Leiden. Dann sind wir faul und träge und verstehen nicht zu arbeiten; wir bringen es nicht fertig, uns zusammenzuschließen. Wir lieben einander nicht. Nicht drei von uns können zusammenkommen, ohne einander zu hassen, ohne eifersüchtig aufeinander zu sein. Das ist der Zustand, in dem wir uns befinden! Wir sind ein hoffnungsloser, in Selbstauflösung begriffener Pöbelhaufe, entsetzlich selbstsüchtig, seit Jahrhunderten einander befehlend. Da schreibt man bei uns Bände über Bände, ob das Zeichen an der Stirn* so zu setzen sei oder anders, ob die Blicke eines Vorübergehenden mein

* Es handelt sich um die Streitigkeiten über die Zugehörigkeit zu Kasten oder Sekten, die durch verschiedene Zeichen erkennbar gemacht werden.



Essen verderben können oder nicht*. So haben wir's schon jahrhundertelang getrieben. Was kann man erwarten von einem Volke, das sich mit solchen Tüfteleien und Grübeleien abgibt? Und wir schämen uns nicht einmal. Manchmal geschieht das wohl, aber wir sind zu ohnmächtig, unseren Gedanken Taten folgen zu lassen. Denken und nichts tun, das ist unsere Art. So kam es dahin, daß Tüfteln und Grübeln und das Nichtstun uns zur Gewohnheit, zum Laster geworden ist. Wir haben den Glauben verloren. Ich darf es ruhig sagen, wir haben weniger Glauben als die englischen Männer und Frauen, tausendmal weniger.

Euer Blut ist träge und dick wie Pech, euer Gehirn versumpft, euer Leib ist schwach. Ihr redet von Reformen, von Idealen schon ein ganzes Jahrhundert hindurch, aber wenn es zur Tat kommen soll, da zeigt sich, daß nichts an euch ist. Ihr seid mit euerem Gerede über Reformen der ganzen Welt zum Ekel und lächerlich geworden. Schwach seid ihr in allem. Euer Leib ist schwach, euer Geist ist schwach; ihr habt keinen Glauben an euch selbst. Ihr seid wie zertretene, rückgratlose Würmer.

Weiber sind wir! Nichts als Weiber! Und all die Schulen und Bildungsanstalten, sie haben uns nichts geholfen. Das erste, das da der kleine Junge lernt, ehe er zu denken vermag, ist, daß sein Vater, sein Großvater und alle seine bisherigen Lehrer Narren gewesen, und daß die heiligen Bücher Unsinn und Lügen enthalten. Und mit sechzehn Jahren ist der junge Mann nichts als ein Schwätzer, voll von Verneinungen, ohne Saft und Kraft. So ist es gekommen, daß in den letzten fünfzig Jahren ganz Indien nicht einen Mann von größerer Bedeutung hervorgebracht hat."

Das waren harte Worte, die Wiwekananda Swami seinen Landsleuten sagte, und man empfindet wohl, daß trotz der Schärfe eine schmerzliche Wehmut daraus spricht. Änderte sich das Wesen des indischen Volkes, dann wäre es aus mit Englands Herrschaft über diese Millionen Menschen, denn der Brite hält

* Je nach der Zugehörigkeit zu einer Kaste bestimmt man die Grade der Reinheit der Menschen; der Blick eines Menschen niederer Kaste genügt, um ein Mahl ungenießbar zu machen.

Indien nicht allein durch die modernen Waffen nieder. Seine gewaltigste Macht über dieses Millionenvolk übt er nicht aus eigener Kraft aus. Es sind die Fehler und Schwächen der Inder, die ihm erlauben, sie untertänig zu halten. E. Hei.

Der Zeit angepaßt

Im Inneren Kleinasiens liegt am Fuße eines steilen Felskegels Angora, an der Stelle des alten Ankyra, das einst eine der blühendsten vorderasiatischen Städte des Altertums war. Unter Augustus zur Hauptstadt von Galatien erhoben, ward es zum Mittelpunkt der großen Heerstraße von Byzantium nach Syrien und zum ersten Stapelplatz des Karawanenhandels. In dieser Zeit errichtete man dort einen herrlichen Tempel, das Augusteum, dessen Ruinen noch von der einstigen Anlage zeugen. Das türkische Angora ist teilweise von einer aus antiken Bautrümmern, Säulen, Reliefen und Statuenresten zusammengesetzten Mauer umgeben. Trotz der zahlreichen Moscheen bot die Stadt einen trüben, ernsten Anblick. Vor etwa dreißig Jahren erhielt Angora eine Eisenbahn, das lange verschlossene Kleinasien sollte dem Weltverkehr eröffnet werden. Die Türken wurden vorher darauf achtsam gemacht, daß die Stadt recht schäbig aussehe. Da entschloß man sich, im Bewußtsein der Feierlichkeit des geschichtlichen Augenblicks, die Stadt anstreichen zu lassen. Der Wali ließ Kalk in Menge herbeischaffen, Maurer und Anstreicher, und Angora wurde, ob die Einwohner wollten oder nicht, von oben bis unten angestrichen. Auch die antiken Ruinen blieben nicht verschont; um sie ihrer Bedeutung gemäß hervorzuheben, erhielten sie weithinleuchtende, rote Ecktürme. Das alles geschah einem alten Vorurteil zum Trotz, wonach Weiß als Farbe des Todes galt, und der Glaube herrschte, daß in einem Hause, das man weiß tünchen lasse, jemand sterben müsse. Nachdem Tausende von Händen beschäftigt waren, Angora „zeitgemäß" aufzuputzen, leuchtete die Stadt frisch gestrichen in die weite Hügellandschaft hinein. Aber mit der Erneuerung hatte es seine Haken. Während der Arbeit sah man voraus, daß der Kalk nicht ausreichen würde, und so entschloß man sich, nur die nach der einen Seite gerichteten Bauten

zu weißen. Die Rückseite der Stadt blieb im alten Zustand. Nicht gering war das Erstaunen der mit der anatolischen Eisenbahn angekommenen Reisenden, denn sie erblickten auf der Westseite das heitere, helle, auf der Ostseite das düstere, dunkle Angora. Der Anblick gemahnte an die Kulissen eines Theaters. Vergangenheit und Zukunft dieses Landes fanden in beiden Stadtfronten ihr drastisches Sinnbild. Das ist der Orient!

Ähnliche Züge findet man auch in Innerafrika, wo man sich in der neueren Zeit unter fortwährenden Kämpfen zur Befestigung von Negerdörfern entschloß. Solche Anlagen von Palisadenzäunen wirkten aus der Ferne gesehen recht wehrhaft. Sah man aber näher zu, so stellte sich heraus, daß derartige „Befestigungen" nur auf der einen Seite, nach dem Flusse, als der großen Verkehrsstraße zu, vorhanden waren und die drei übrigen Seiten völlig schutzlos blieben. Eine Palisadenreihe genügte dem kindlichen Vorstellungsvermögen der Neger gewissermaßen als drohende Grimasse. L. Rab.

Die blutdürstige Kanone

Unter den alten Donnerbüchsen und Geschützen des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts fanden sich manche, die einen Namen besaßen. Brandenburg hatte seine „Faule Grete", die Braunschweiger hatten ein Geschütz „Faule Mette" getauft, in Gent war man stolz auf die Leistungen der „Dullen Griet", der „Tollen Großen". Auch als Schlange und Drache bezeichnete man die „feuerspeienden" Geschütze. Man erinnert sich noch, wie rasch sich im Weltkrieg bei uns die Namen „Dicke Berta" oder „Fleißige Berta" für das anfangs so rätselvolle Geschütz verbreiteten. Es ist begreiflich, daß man in früheren Jahrhunderten diesen gewaltigen Kriegsmaschinen Namen gab, sie gewissermaßen dadurch personifizierend.

Soll man sich da wundern, wenn die Chinesen eine Kanone, die ihnen wertvolle Dienste geleistet hatte, wie ein beseeltes Wesen behandelten? Im Jahre 1895 mußten die Chinesen schwere Kämpfe mit den mohammedanischen Tibetern bestehen. Noch in neuester Zeit sind unter den Bewohnern der Stadt Hsi ning fu

die Erinnerungen an die grausigen Mohammedanerkämpfe lebendig. Im Arsenal der Stadt wurden jeden Ersten und Fünfzehnten des Monats der „Retterin" von Hsi ning fu, der alten „Ko lu-pu pau" — einem Kruppgeschütz —, Weihrauch angezündet und sonstige Verehrungen bezeigt. Offiziere und Soldaten warfen sich zum Kotau vor der längst verrosteten Kanone auf den Boden. Dieses Geschütz hatte bei der Verteidigung im Jahre 1895 eine bedeutende und ausschlaggebende Rolle gespielt. Damit es „hungriger" werde und nach recht viel Menschenblut dürste, ist ihm damals von Amts wegen Menschenblut um die Mündung geschmiert worden. Die Chinesen sagten: „Die Kanone hat eine Seele wie ein Mensch." Wer könnte sagen, ob sich vor Jahrhunderten bei uns die Landsknechte nicht auch Ähnliches dachten, wenn sie unter dem Schutz ihrer Kanonen, des „Langen Jochen", der „Katharina" oder der „Tollen Großen", in Feindesland zogen. Allerlei Blutzauber findet sich heute noch bei den Naturvölkern, die ihre Waffen mit Blut „füttern", um sie nach Feindesblut lüstern zu machen. H. Pfi.

Not kennt kein Gebot

Unsere wissenschaftliche Forschung hat mit schweren Nöten zu ringen; es fehlt an Geld zum Ankauf ausländischer Bücher und Fachzeitschriften, und die Kenntnis der darin veröffentlichten Arbeiten ist unbedingt nötig, denn alle Wissenschaft ist international, und wir dürfen nicht ausgeschlossen sein von dem, was in der übrigen Welt gedacht und geschaffen wird. An Forschungsreisen in ferne Länder ist gar nicht zu denken; Unsummen wären dazu nötig, die beim Tiefstand unseres Geldes nicht aufzubringen sind. Und zu allem kommt noch, daß der deutsche Name beschmutzt ist durch die Lügenpropaganda der Entente. Das Deutschland vor etwa hundert Jahren war arm, wenn auch nicht so tief zerrüttet wie jetzt. Wenn etwas tröstlich wirkt, so ist es die Tatsache, daß es damals Männer gab, die ihrem Wissensdrang jedes Opfer zu bringen bereit waren; an ihrem Beispiel können wir lernen, daß Not die Kraft gibt, alle Widerstände zu überwinden. Wie eine romanhafte Erfindung wirkt es, wenn man vernimmt, wie ein

armer Gelehrter im Jahre 1830 nach China reiste. Richard Stube erzählte vor siebzehn Jahren im „Globus“, wie Karl Friedrich Neumann, der als einer der ersten Deutschen Chinesisch und Armenisch lernte und die Geschichte und Literatur dieser Gebiete darzustellen versuchte, das Ziel seiner Wünsche, China persönlich kennenzulernen, erreichte. Neumann war 1793 bei Bamberg geboren; aus dürftigsten Verhältnissen stammend, erwarb er zuerst seinen Lebensunterhalt als Kaufmann, nachdem er diesen Beruf in Frankfurt am Main erlernt hatte. Entsagungsvolle Jahre verbrachte er als „Student“ in Heidelberg und München. Dann hielt er sich auf der idyllischen Klosterinsel der Mechitaristen in San Lazzaro bei Venedig auf; dort, wo eine der reichsten armenischen Bibliotheken bestand, lernte er Armenisch. Als er siebenunddreißig Jahre alt geworden war, entschloß er sich, als der erste deutsche Gelehrte zu Studienzwecken den fernen Osten aufzusuchen. Als er 1829 in London weilte, suchte dort ein englischer Kapitän einen Lehrer des Französischen, um auf der monatelangen Segelschiffahrt die ihm fremde Sprache zu erlernen. Neumann erbot sich dazu gegen freie Hin- und Rückfahrt; außerdem sollte er sechzig Pfund Sterling für seinen Unterricht erhalten. Zunächst zeigte sich der englische Kapitän des „Sir David Scott“ als recht zweifelhafter „Gentleman“; er handelte um die Hälfte des ausbedungenen Stundengeldes und verlangte, der Gelehrte solle die Reise als Matrose mitmachen! Wollte Neumann nach China gelangen, so blieb ihm nichts anderes übrig, als sich zu fügen. Er holte sich in London im Indiahaus seine erste, auf zwei Monate vorausbezahlte Matrosenlöhnung und erhielt drei Pfund fünf Schillinge. So trat denn der erste deutsche Sinologe seine Chinafahrt als englischer Matrose und französischer Privatsprachlehrer an!

Als er seine Bücher an Bord schaffen wollte, suchte er in acht Büros vergeblich die Erlaubnis zu erhalten, sie mitnehmen zu dürfen. Als Matrose war ihm nicht gestattet, eine Kiste an Bord zu bringen. Endlich brachte er sie unter dem Namen des Kapitäns auf das Schiff. Der Kapitän war nicht viel besser als die übrigen englischen Schiffsoffiziere jener Zeit, von denen einer einmal als

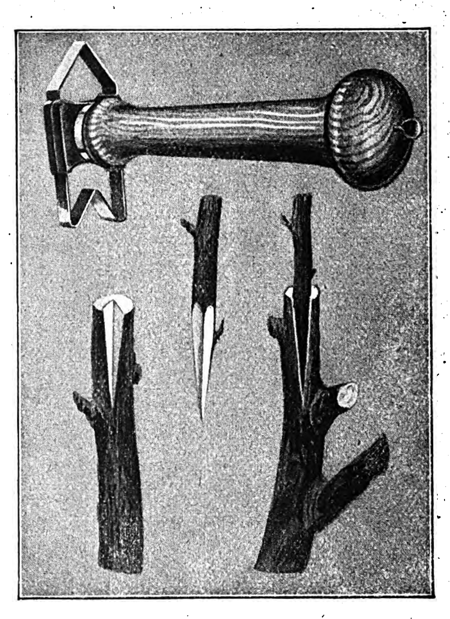
Mann der Praxis zu dem sprachenkundigen Neumann sagte: „Ich sorge für viel Geld, das ersetzt alle Sprachen!" Auch der Kapitän verstand sich darauf, Geld zu machen; Neumann war zugesichert worden, er solle eine Kabine erhalten. Der Gentlemankapitän hielt streng Wort; Neumann erhielt eine Kabine, aber sie war leer. Er mußte sich Tisch, Stuhl, Bett, Waschzeug, Leuchter und Lichter kaufen, so daß sich seine mühsam errungenen Ersparnisse um zehn Pfund verringerten. Damals stand Indien noch unter der Herrschaft der berüchtigten „Ostindischen Kompanie", die erst 1858 vom englischen Staat abgelöst wurde. Neumann schrieb 1830 in sein Tagebuch: „Die Engländer haben sich in Indien die Römer zum Muster genommen, ihre größten Staatsmänner in Indien verweisen nicht selten auf römische Maximen und sind deshalb Missionaren und der freien Presse abhold." Diesen Standpunkt lernte er später auch bei englischen Kaufleuten in Singapore und in China kennen, dort sagte man kurz und bündig: „Die Eingeborenen brauchen nicht unterrichtet zu werden; die Kerle sollen wohl so klug werden wie wir selber? Wenn wir Indien verlieren, sind allein diese Halunken — die Missionare — daran schuld." Entsprechend dieser brutalen Auffassung war auch das damalige Gebaren den fremden Völkern gegenüber. Als das Schiff in Anjer ankerte, kamen eine Menge von Malaien in Kanus angerudert; sie boten allerlei zum Kauf an. Um die Leute los zu werden, wollte der Kapitän heißes Wasser oder glühende Kohlen auf die Eingeborenen schütten lassen. Der Koch erklärte, beides nicht zu haben, und wollte dafür mit der Windbüchse einen Affen oder ein Huhn in einem der Boote schießen! Neumann erhob ernstliche Vorstellungen über ein derartig rohes Verfahren; der Kapitän schoß dennoch öfter in die Boote, ohne jedoch jemand zu treffen. Als der deutsche Forscher einem der Schiffsoffiziere gegenüber solches Tun mißbilligte, erhielt er die Antwort: „Wenn auch einer der Leute erschossen wird, das hat nichts zu sagen, solch einen Kerl kann man ja um zwei Dollar haben." Dazu bemerkt Neumann: „Der Kapitän erzählte mir dann selber, daß große Kohlen auf die armen Teufel geschleudert werden. So zivilisieren die Europäer Asien!"

Kein Wunder, daß der stille Gelehrte solcher Reisegenossen bald überdrüssig ward und der Stunde sehnsüchtig entgegensah, wo er wieder „ein freier Mann" war. Mit solcher Entsagung gelang es dem ersten deutschen Sinologen im damaligen armen Deutschland, nach China zu kommen. Die preußische Regierung hatte Neumann zum Ankauf chinesischer Werke fünfzehnhundert Taler gegeben, wofür er zweitausendvierhundert Bände nach Berlin brachte. Von der bayrischen Regierung konnte er nichts erlangen; doch erhielt er 1831 an der Münchner Universität eine Professur des Chinesischen und wirkte dort bis 1852, wo er pensioniert wurde. Er starb 1870 in Berlin. Heute ist die Münchner Staatsbibliothek im Besitz von höchst wertvollen Bänden chinesischer Literatur, Schätze, die sie einem Manne verdankt, der sie einst, als Matrose und Sprachlehrer reisend, aus dem Land der Mitte heimbrachte. Wer könnte heute, da unsere Studenten sich als „Werkstudenten" ihren Lebensunterhalt zu verdienen suchen, sagen, ob sich Ähnliches nicht wiederholen wird. Von eines Mannes Tat, wie der des Sinologen Neumann, wird man auch jetzt gerne wieder einmal hören, wo uns so viel Elend und teilweise auch Kleinmut umgibt. Er fand als halber Bettler den Weg zu seinem Ziel. R. Fran.

Ein Triumph der Wissenschaft

Ein älterer Anhänger der Schädellehre, Dr. Benech, war so felsenfest davon überzeugt, daß man aus den Merkmalen am Schädelbau den Charakter eines jeden Menschen zu bestimmen vermöge, daß er behauptete, er könne sich in tausend Fällen nicht einmal irren. So untersuchte er auch die Köpfe seiner Dienerschaft und wählte sie nach dem Ergebnis seiner Feststellungen aus. Bei einem Kutscher hatte er das „Organ des Diebstahls" gefunden, aber es war nach den Worten Dr. Benechs so schwach entwickelt, daß besondere Gefahr nicht zu befürchten stand. Und zudem brauchte man ja, einmal gewarnt, nur darauf zu achten, daß sich für den Mann keine Gelegenheit bot, seiner Anlage gemäß zu handeln. Leider behielt Dr. Benech seine Weisheit nicht für sich, und so erfuhr der Kutscher, welche Eigenschaften der Herr an ihm gefunden haben wollte. Eines Tages fand der Doktor seinen Ge-

kretär erbrochen und um Tausende beraubt. In dem sonst leeren Fach lag ein Brief. Benech öffnete ihn und las: „Ich dachte im Leben nie daran, zu stehlen, und habe bisher nicht einmal eine Brotkrume veruntreut. Seit Sie jedoch die Anlage zum Dieb bei mir entdeckt haben, erwachte mein Ehrgeiz, und da ich außerdem überzeugt bin, daß es Ihnen angenehm sein wird, recht zu behalten, entschloß ich mich, mein Vorurteil, ein ehrlicher Mensch zu sein, aufzugeben. Ich hoffe, daß die Freude, Ihre Theorien bestätigt zu finden, den Verdruß aufwiegt, bestohlen worden zu sein."



Des Doktors Gesicht sah in diesem Augenblick nicht besonders geistreich aus. M. Ad.

Ein gutes Pfropfmesser

Das Frühjahr ist die geeignetste Jahreszeit, ältere Bäume durch Umpfropfen zu verjüngen. Es kommt viel darauf an, daß der keilförmige Zuschnitt des Edelreises und der Einschnitt in den Baum sehr gleichmäßig gemacht werden. Besonders beim Umpfropfen älterer Bäume ist ein starkes, sicher funktionierendes Instrument nötig. Vorzüglich bewährt hat sich das hier abgebildete Pfropfmesser. Mit ihm ist das Geißfußpfropfen leicht und sicher auszuführen. Der Kerbschnitt am Wildling sowie das Zuschneiden des Edelreises mit gleichen Winkeln

gelingen so genau, daß das Anwachsen des Edelreises gesichert ist. Von besonderem Wert ist es, daß damit zwei gleich starke Hölzer zusammengefügt werden können. Mit der nach außen gerichteten Dreikantschnittfläche wird der Kerbschnitt an der Unterlage, an dem Wildling, ausgeführt und das Edelreis mit dem Messer beschnitten, dessen Schnittflächen einwärts gezogen sind. Zum Schärfen des Messers wird ein Abziehstein mitgeliefert. Schröders Pfropfmesser ist von maßgebenden Fachleuten, zum Beispiel an der Landwirtschaftlichen Hochschule in Hohenheim bei Stuttgart, empfohlen. J. K.

Aus der Artistenwelt

In einer seiner liebenswürdigen Plaudereien über „Spezialitäten" unter den Zirkusleuten schilderte Signor Saltarino, dessen bürgerlicher Name Waldemar Otto war, wie in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts Klischnigg als erste „Kautschuknummer" die damalige Welt in Staunen setzte. Der „gute alte Vagabund" hatte sich in der Zeit des Vormärz unermüdlich bemüht, den Affen den Rang abzulaufen. Es war sein Ehrgeiz, den durch Darwin noch nicht zu unseren „Vettern" aufgerückten „Vierhändern" Konkurrenz zu machen, und er hatte es erstaunlich weit darin gebracht. So wagte er sich denn eines Tages in Wien zum Direktor Carl und erbot sich, an dem Theater des Gewaltigen als „Affe" aufzutreten. Kein Mensch hatte bis dahin Klischniggs Fähigkeiten öffentlich bewundern können. Carl raunzte den wunderlichen Artisten daher in seiner Würde gekränkt verdrießlich an: „Gehn's weiter! Als Aff' möchten's auftreten? Und gar an meinem Theater? Was glauben Sie denn? Das geht doch auf meiner Bühne nicht. Meinen Sie denn, ich bin ein Menageriedirektor? Nix is! Tut mir leid. Adieu!"

Gekränkt über den üblen Empfang ging Klischnigg nach der Tür. Dort blieb er stehen und kratzte sich verlegen mit dem linken Fuß hinterm linken Ohr.

Carl traute seinen Augen nicht, als er das verblüffende Gebaren gesehen hatte. Er sprang auf und rief: „Geh, machen Sie das noch amal!"

Klischnigg kratzte sich nun mit dem rechten Fuß hinterm rechten Ohr.

Direktor Carl rannte an seinen Schreibtisch, nahm ein Kontraktformular und rief: „Schreiben Sie augenblicklich Ihren Namen daher. Die Bedingungen wollen wir gleich feststellen. Sie sind ja ein Mordskerl!"

Es dauerte nicht lange, da machte der Artist „Furore". Carl ließ sich von Nestroy ein Stück schreiben. Es hatte den Titel: „Der Affe und der Bräutigam". Die Posse wurde mehr als hundertmal nacheinander aufgeführt, und von da an unternahm der „Affe" seine Triumphreisen durch die ganze Welt. Wohl ein Dutzend Stücke, in denen er als Affe auftrat, wurden für ihn geschrieben. Am meisten gefiel „Joko, der brasilianische Affe". Ungeheuer war das Aufsehen, das Klischnigg erregte. Es gab viele Leute, die ihn für einen wirklichen Affen hielten, und bedeutende Wetten wurden für und wider eingegangen. Klischnigg verdiente Riesensummen; durch Leichtsinn und falsche Spekulationen verlor er aber alles wieder und mußte sich auf seine alten Tage noch auf Bühnen letzten Ranges mühselig sein tägliches Brot erwerben.

Ein späterer Nachahmer dieses wunderlichen Spezialisten war seinen Eltern frühzeitig entlaufen, und man hielt ihn daheim längst für verloren. Zur Karnevalszeit hatte er in seiner Vaterstadt ein Engagement bei einem Varieté gefunden. Da fiel es ihm ein, seine Eltern zu überraschen, die in einem Keller einen Weinausschank betrieben. Nach alter Art standen dort an den Wänden große Stückfässer und davor die Tische für die Gäste. Ermede Gor-Illa, wie der Artistenname des Affennachahmers lautete, umhüllte sich nach der Vorstellung mit einem weiten Mantel, den er, im Weinkeller angekommen, unbeachtet rasch abwarf. Nun begann er seine Possen zu treiben, kam aber übel dabei an. Bis in den Keller war sein Ruf noch nicht gedrungen, und den harmlosen Bürgern ging es wie seinerzeit dem Vagabunden Klischnigg, sie hielten den Artisten für ein gefährliches Vieh. Vor Schreck krochen einige der Gäste hinter die Fässer, andere zeigten mehr Mut; mit allem, was ihnen zur Hand kam, warfen sie nach dem Gorilla, der bald nicht mehr wußte, wo er sich

verbergen sollte. Ein besonders Vorsichtiger hatte die Kellertür abgeschlossen, und so gab es keinen Ausweg mehr. Daß die über den Stückfässern angebrachten Fenster stark vergittert waren, wußte der verzweifelte Mensch aus seiner Jugendzeit. Als nun gar noch einer rief: „Schießt das Luder tot!", bekam er doch Angst. Der vermeintliche Affe saß auf einem Faß, nahm dort die Perücke ab und suchte einen Teil der aufgeschminkten Affenvisage zu entfernen. Einigermaßen menschenähnlich aussehend, sprang er vom Faß herab hinter den Schenktisch und rief: „Um's Himmels willen, Mutter! Ich bin's, der Karl!"

Verdutzt schauten die Bürger drein. Und nach dem ersten Wiedersehen gab es bald eine weitere, diesmal aber harmlos genossene Affenkomödie. K. Ren.

„So kann's nicht weitergehen!"

Es ist zwar nicht allgemein bekannt, in engeren Kreisen aber kein Geheimnis, daß die besten Humoristen melancholische Leute sind. Es gab und gibt geradezu trübsinnige Leute darunter. Goethe sagt einmal:

„Darum behagt dem Dichtergenie
Das Element der Melancholie."

Ein weiter Abstand besteht nun zwar zwischen einem Dichter und einem Zirkusclown; aber unter diesen Leuten finden sich ebenso „schwarzgallige" Menschen, die am Leben schwer tragen. Und ihre Wirkung auf das Publikum beruht eben darin, daß man bei ihren Späßen den Zwiespalt fühlt, der zwischen der Tag- und Nachtseite des Lebens besteht. Ein allgemein bewunderter Clown, der Bajazzo Grimaldi, der ein geborener Irländer war, lebte schlecht mit seiner Frau. Sie zankten oft verzweifelt miteinander, und die Feindseligkeiten steigerten sich derart, daß sie endlich beschlossen, gemeinsam Gift zu nehmen, um ihrem trostlosen Leben ein Ende zu bereiten. Nachdem sie einig geworden waren, lief Grimaldi in eine Apotheke und verlangte Arsenik, um die Ratten im Hause zu vergiften. Der Apotheker gab dem ihm wohlbekannten Clown eine Dosis, die dem trübsinnigen Mann groß

genug erschien, sich und seine Frau von allem Elend für immer zu befreien. Die beiden Gatten teilten das Gift ehrlich, nahmen es in einem Glase Wasser ein und umarmten sich zum Abschied für ewig.

Die Frau legte sich im Schlafzimmer auf das Bett; der Mann auf das Sofa in der Wohnstube. Die Tür zwischen beiden Räumen ließen sie offen. Tränen füllten ihre Augen, während sie wartend dalagen. So verging lange Zeit. Die Dämmerung kam, und dann ward es Nacht. Man hörte keinen Ton, nicht einen Schmerzenslaut oder einen ängstlichen Seufzer. Still blieb es, wie in einer Gruft.

Nach langen Stunden verlor Grimaldi die Geduld; er hob den Kopf und fragte leise: „Liebe Frau, bist du tot?" Kläglich antwortete die Frau: „Nein, Grimaldi, ich lebe noch." Grimaldi seufzte. So verfloß wieder eine Stunde. Nichts regte sich. Da die Frau im Nebenzimmer keinen Laut vernahm, rief sie: „Lieber Grimaldi, bist du tot?" Verdrießlich knurrte der lebenssatte Clown: „Nein, ich warte vergeblich." So ging es nun noch manche Stunde. Die beiden fragten immer wieder, und keines konnte sterben. Endlich, als die Frau, immer ängstlicher werdend, wieder hören wollte, ob ihr Mann noch lebe, sagte er: „Ich glaube nicht, daß ich in dieser Nacht noch sterbe, das Gift wirkt zu langsam. Mich hungert; wenn du kannst, stehe auf und gib mir was zu essen." Da stellte sich heraus, daß auch Frau Grimaldi ganz schwach war vor Hunger. Nun setzten sie sich gemeinsam an den Tisch; noch immer im Glauben, während der Nacht sterben zu müssen, hielten sie ihr Totenmahl und söhnten sich, zum letzten Male in diesem Leben, miteinander aus. Dann legten sie sich wie zuvor getrennt nieder und warteten auf die Erlösung.

Als die Sonne aufging, lebten beide noch immer. Der Apotheker, dem die bösen Zänkereien der Grimaldis nicht unbekannt geblieben waren, hatte geahnt, wozu der Clown Arsenik bei ihm holte, und hatte ihm statt des Giftes — Magnesia gegeben. Die in gegenseitiger Angst und Seelennot verbrachte Nacht aber hatte die Eheleute so umgewandelt, daß sie sich weiterhin besser miteinander vertrugen. A. Gru.

Unter Stammesgenossen

Zwei Viehhändler jüdischer Herkunft, die einander oft ins Gehege kamen und in steigender Erbitterung sich gegenseitig zu schädigen suchten, gerieten auf einem Viehmarkt heftig aneinander. Salomon Pinkelssohn blies die Backen auf und fauchte den Mißliebigen an: „Veitel Hersch, ich kann mer nix helfen. Wenn ich dich seh', is mer, als wenn ich seh' a ganze Jagd. Hersch heißt de, lange Löffel hast de wie e Haas, in der Jägerstraß' wohnste, wie 'n Fuchs siehste aus, und e Hund bist de."

Veitel Hirsch zuckte verächtlich die Schultern und sagte: „Nu wie haißt! Bin ich in dein' Augen e Hund, bin ich doch nit dein Hund. Wär' ich dein Hund, ich tät' mer leid, da müßt' ich sein e Schweinhund." E. Da.

List und Gewalt

Hans von Bülow, der bekannte Klaviervirtuose, setzte sich unerschrocken und zähwillig für den seinerzeit hartumstrittenen und von den Hörern manchmal leidenschaftlich abgelehnten Komponisten Franz von Liszt ein, wie er auch für Richard Wagners Kunst kämpfte. Eines Abends gab Bülow in der Berliner Singakademie ein Konzert. Im Programm fanden die Hörer auch einige Kompositionen des unbeliebten, schwerverständlichen Liszt.

Kaum war eines der Musikstücke beendigt, da wagten einige Hörer ihren Beifall kundzugeben. Sofort entstand Lärm. Man zischte die Klatschenden nieder und machte es unmöglich, den Beifall durchdringen zu lassen. Grimmig wandte sich Bülow den Skandalmachern zu und rief in den Saal: „Verlassen Sie das Konzert, wenn Ihre unkultivierten Ohren diese Musik nicht zu würdigen vermögen. Hinaus mit allen Banausen!"

Das war unmißverständlich grob, verfehlte aber doch die erwartete Wirkung. Die Leute blieben, und das Konzert ging ohne weitere Störungen zu Ende.

Nach ein paar Tagen lief in Berlin ein Witz um, mit dem man sich an Bülow zu rächen suchte. Es wurde gesagt: „Herr

von Bülow kann zwar die Leute mit Liszt aus seinen Konzerten vertreiben, aber nicht mit Gewalt.“ D. Reb.

Auflösungen der Rätsel des 5. Bandes:

Säulenrätsel S. 96:

		F		
	M	O	J	
L	O	R	A	H
I	Z	E	S	E
L	A	L	P	I
I	R	L	I	N
E	T	E	S	E

Kryptogramm S. 114: **Rhein**wein, Bresche, **Rhön**, **Riemen**, Bril**lenschl**ange, Trut**henne**, **Bodensee**, Biel**e**feld, **Hind**u, **Genius**, **West**goten, **Ewig**keit, **Sonne** = Eine schöne Menschenseele finden, ist Gewinn. Gleichklang S. 114: Raten. Zugrätsel S. 147: Kreuzschnabel. Sternrätsel S. 158: Heilige Nacht. Arithmogriph S. 170:

A
A L A
E L T E N
A L T E N A U
N E U E N B U R G
N E U B U R G
N A U E N
E R A
G

Rösselsprung S. 174:

Wenn in der Leiden hartem Drang
Das bange Herze will erliegen,
Musik mit ihrem Silberklang
Weiß, hilfreich ihnen obzusiegen. (Shakespeare.)

Kapselrätsel S. 180: Hütten**wer**k, Lin**den**blüte, Um**sch**alter, **Fa**denkreuz, Garten**haus**, **Schaltbrett**, **Rauch**topas, Na**chtf**alter, Schnür**boden**, Sei**den**spinner, Ritter**sporn**, Spott**n**ame, Ähnli**ch**keit, Fest**zug**, Asses**sor**, **Diogenes** = Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen. Tauschrätsel S. 180: Wache, Hafen, Wind, Schule, Teig, Tau, Saat, Elba, Saul, Wall, Rose, Mars, Berg, Pfau, Rat = Ende gut, alles gut.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Stephan Steinlein in Stuttgart / In Österreich verantwortlich Robert Mohr in Wien



